

Texte in den Jahrbüchern 1918-1920
Karl (Carl) Friedrich May
(25.02.1842 – 30.03.1912)

Jb1918	Merhameh
Jb1918	Waldandacht (Gedicht)
Jb1918	In Damaskus (Gedicht)
Jb1918	Am singenden Wasser
Jb1918	Trost! (Gedicht)
Jb1919	Pandur und Grenadier
Jb1919	Die Fanna
Jb1919	Bei den Aussätzigen
Jb1919	Karl May an Klara May. (2 Gedichte)
Jb1919	Liebe (Gedicht)
Jb1919	Das Hamail
Jb1919	Die Berge von Befour (Gedicht)
Jb1920	Im Sonnentau
Jb1920	Die Kriegskasse
Jb1920	Heimfahrt – Gedicht
Jb1920	Einsicht (Gedicht)

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen sind in [] eingefügt.

Merhameh.

Reiseerzählung von Karl May.

Es war im östlichen Teil von Ardistan, also tief im orientalischen Hinterland. Der Ritt, auf dem wir uns befanden, war für mich und den kleinen, treuen Hadschi Halef Omar sehr ehrenvoll. Mein Freund Abd el Fadl¹, dessen hohe Stellung meine Leser sehr wohl kennen², hatte uns seine Lieblingstochter anvertraut, sie sicher nach dem fernen Wadi Ahza zu bringen, wo liebende Verwandte sie erwarteten. Der Weg, der uns nach diesem Ziel führte, ging durch Gegenden, die man damals nicht nur beschwerlich, sondern sogar gefährlich nennen mußte, weil die Scheiks mehrerer dortiger Stämme sich miteinander veruneinigt hatten und jeden Augenblick der offene Ausbruch der Feindseligkeiten zu erwarten war. Da konnte man sehr leicht zwischen die scharfen Schneiden einer sich öffnenden Schere geraten, und Abd el Fadl bewies uns gewiß ein großes Vertrauen dadurch, daß er die Sicherheit seines Kindes grad in unsere Hände legte, die wir doch eigentlich fremd im Lande waren.

Die Tochter hieß Merhameh.³ Sie war jung und schön, und zwar von einer so edlen, reinen, keuschen, ich möchte sagen, heiligen Schönheit, daß sie gar kein Wort zu sagen, sondern nur das Auge aufzuschlagen brauchte, um Alles, was nicht lauter, klar und sauber war, von sich abzuweisen. Sie übte, ganz ohne es zu wissen oder gar zu wollen, eine unter Umständen unwiderstehliche Macht sogar auf rohe Menschen aus, und es ist nicht nur damals, sondern auch anderweit vorgekommen, daß sie es war, die uns durch diese Macht beschützte, anstatt wir sie mit Hilfe unserer Waffen.

Wir waren zu Pferde. Halef und ich auf unsern beiden wohlbekannten Rappen, Merhameh nach Art der Beduininnen auf einem hochedlen Braunen aus Amahnistan. Hinter uns folgte ein Diener, den Abd el Fadl uns mitgegeben hatte, um zwei Packpferde zu leiten, auf denen die Lagerkissen, Decken, Mundvorrat, Geschenke und ähnliche Dinge verladen waren. Die Gegend, durch welche wir heut kamen, war bergig, doch unbewaldet. Sie gehörte dem Stamme der Münazah und grenzte an das Gebiet des Stammes Manazah. Beide Stämme waren, wie schon der Name andeutet, eng miteinander verwandt, hörten aber niemals auf, sich herüber und hinüber zu streiten. Kürzlich hatte ein Manazah einen Münazah ermordet. Das erforderte Blutrache. Der Blutpreis war zwar angeboten, aber nicht angenommen worden, und so standen Kämpfe bevor, die unserer Reise leicht hinderlich werden konnten, da sie uns gerade mitten durch das Gebiet der beiden Stämme führte. Eine Umgehung war nicht möglich.

Eine Straße nach europäischen Begriffen gab es nicht. Wir folgten einem langgezogenen, schmalen Wässerlein, das gar nicht enden wollte, aber auch gar nicht breiter zu werden schien. Es tränkte hier und da einen Grasstreifen oder ein Gebüsch, aber ein Feld, einen Garten, ein Zelt oder gar ein Haus sah man nirgends. Man wohnte wegen der unaufhörlichen Kämpfe nicht am Wege, sondern man sah sich, obgleich man Besitzer war, gezwungen, sich wie ein Dieb oder Räuber zu verbergen. Man wohnte so fern wie möglich von oft betretenen Stellen. Hieraus ist es zu erklären, daß wir während des ganzen heutigen Tages noch keinen einzigen Menschen gesehen hatten. Erst jetzt, wo es um die Mitte des Nachmittages war, sahen wir plötzlich auf der nächsten Höhe links von uns einen Reitertrupp erscheinen. Er bestand aus zehn bis zwölf Männern, die stutzten, als sie uns bemerkten, dann trotz der Steilung im Galopp zu uns herunterkamen und uns umzingelten. Sie waren nach dortiger Art sehr gut bewaffnet. Einer von ihnen, der Älteste, fragte in strengem Tone, wer wir seien und wohin wir wollten. Ich antwortete:

„Wir kommen von Abd el Fadl, dem Fürsten von Halihm, und wollen nach dem Wadi Ahza, welches Ihr wohl kennen werdet.“

„Wir kennen es,“ nickte er, indem seine Haltung ehrerbietiger, sein Gesicht freundlicher und sein Ton höflicher wurde. „Es herrscht dort große Not, Krankheit und Hunger sind ausgebrochen. Da sendet Abd el Fadl, was er nur senden kann, um Trost und Hilfe zu spenden, obgleich die Leute von Ahza nicht seines

¹ „Vater der Güte.“

² Vgl. Mays Ges. Werke Bd. 31/32 „Ardistan und Dschinnistan.“

³ „Barmherzigkeit.“

Stammes, sondern Fremde für ihn sind. Er ist ein Fürst nicht nur von Geburt, sondern auch ein Fürst der wahren Menschenliebe. Du kennst ihn also wohl?"

„Ich bin ein Gast seines Hauses.“

Da legte er seine rechte Hand grüßend auf Brust, Mund und Stirn und sprach:

„So bitte ich dich, auch Gast bei mir zu sein! Wo wolltest du ruhen für heute?"

„Im Freien. An der Stelle, wo uns der Abend begrüßt.“

„So begrüße ich dich hiermit an dieser Stelle und biete dir mein Zelt zur Wohnung an. Ich bin Omar Ben Amarah, der Scheik der Münazah.“

Er hatte, während er mit mir sprach, mich nur einmal ganz flüchtig angesehen. Sein Blick wurde vielmehr von unseren edlen Pferden angezogen und richtete sich dann auf Merhameh. Ihr Auge begegnete dem seinen. Da führte er die Hand abermals vom Herzen bis zur Stirn empor und verbeugte sich, ohne zu wissen, wer sie war, er, der Orientale, für den es eigentlich eine Schande war, ein Weib überhaupt zu bemerken. Dann setzte er sich an die Spitze des Zuges; seine Leute warteten, bis wir ihm folgten und kamen dann hinter uns drein.

Es ging rechtwinkelig von unserer bisherigen Richtung ab, nach rechts hinüber. Er schaute sich nicht ein einziges Mal um, ob wir ihm folgten. Er ritt Galopp; wir galoppierten dem zufolge auch. Sein weißes Kopftuch flatterte. Der lange, volle Schweif seines Halbbluthengstes wehte hinter ihm her. So ging es eine Berglehne hinauf und drüben wieder hinunter, wo ich an das Tal des Zab erinnert wurde. Da lagen steinerne Häuser und Hütten mit glatten Dächern weitem zerstreut, dazwischen Zelte von vieler Art der Farbe und des Baues. Das war wohl der Hauptort des Stammes. Es wohnten da viele Menschen. Die standen und schauten uns nach, als wir wie im Sturm vorüberflogen, durch den ganzen, lang gestreckten Ort hindurch, auf ein höher gelegenes, größeres Gebäude zu, um das mehrere kleinere Zelte standen, die augenscheinlich zu ihm gehörten. Das war die Residenz des Scheiks, der hier anhielt, vom Pferd sprang und, ohne zunächst uns andere zu beachten, zu Merhameh trat, um ihr vom Pferd zu helfen. Sie nahm dies als ganz selbstverständlich hin, obwohl sie sonst gewohnt war, sich ohne Hilfe herabzuschwingen.

„Welches ist das Zelt, in dem dein Harem seine Gäste unterbringt?" fragte sie.

„Dort," antwortete er, nach der betreffenden Richtung deutend.

„So melde Eurer Herrin, wo ich bin!"

Nach diesen Worten schritt sie dem Zelte zu. Er schaute ihr mit großen Augen nach, legte die Hand an seine Stirn und sagte, wie zu sich selbst:

„Wo sah ich sie doch schon? Und wann?"

Er war ein Mann von über fünfzig Jahren, hoch und kräftig gebaut, mit vollem Bart und kühn geschnittenen, sehr sympathischen Gesichtszügen, bei jedem Schritt und bei jedem Wort von unverleugbarem Adel. Kurz und bestimmt erklangen die Befehle, die er den herbeieilenden Dienern gab, um für uns zu sorgen. Ich bekam mit Halef ein ganzes, sehr gut eingerichtetes Zelt angewiesen, neben dem es einen besonderen, eingefriedigten Raum für unsere Pferde gab, für die man ebenso ausgiebig sorgte wie für uns selbst. Nur eine kurze halbe Stunde wurden wir uns überlassen, um uns zu waschen und von dem Staub der Reise zu reinigen. Dann wurde uns gemeldet, daß das Essen bereitet sei. Es verstand sich ganz von selbst, daß das sehr reichliche Mahl, welches uns dann gehoten wurde, nicht in dieser halben Stunde herzustellen gewesen war. Man hatte es für einen schon vorher vorhandenen Zweck bestimmt, und wir waren nur durch das, was man den Zufall zu nennen pflegt, dazugekommen, mit daran teilzunehmen.

Der Bote, der uns holte, führte uns nach dem großen Innenhof des Hauses, der auf drei Seiten von Gebäuden eingefaßt wurde, auf der vierten aber offen stand. An diese Öffnung schloß sich eine Anhöhe, auf deren Kuppe ein kreisförmiger Ring von großen Steinen lag, die als Sitze zu dienen hatten. Das war jedenfalls der Gerichtsplatz des Ortes, an dem die Dschemma⁴ der Münazah ihre Sitzungen hielt. Wie es schien, war so etwas auch für heut geplant, denn die Anhöhe war von Menschen besetzt, die Wichtiges zu erwarten schienen, und das konnte doch wohl kaum nur unser Essen sein.

Im Hof war für das Mahl gedeckt, und zwar nicht auf Tischen, sondern an der Erde. Da lagen zwei große, aneinander geschobene Teppiche mit siebzehn Sitzkissen rund herum. Auf den Teppichen gab es geflochtene und metallene Platten und Unterlagen, die jetzt noch leer waren, doch standen die Diener bereit,

⁴ Versammlung der Ältesten.

die Speisen zu bringen, sobald keiner der Gäste mehr fehlte. Geladen waren die zwölf Ältesten des Stammes, Merhameh, Halef und ich. Die Ältesten waren vollständig versammelt; der Scheik stand bei ihnen. Und eben als ich mit Halef in den Hof trat, kam auch die Frau des Scheiks mit Merhameh herbei. Bei den Münazah war es den Frauen also nicht verboten, sich unverschleiert zu zeigen und an den Mahlzeiten der Männer teilzunehmen. Der Scheik stellte uns zunächst seine Frau und dann die Ältesten vor. Die Frau war in feines, indisches Linnen gekleidet. In ihrem Haar glänzten goldene und silberne Ketten und Münzen. An ihren Hand- und Fußgelenken klirrten schwere Spangen. Man sah ihr an, daß sie stolz auf diese Schmuckstücke war und ebenso wohl auch auf die hohe, achtungsgebietende Gestalt, durch die sie sich vor den andern Frauen, die wir sahen, auszeichnete. Dennoch richteten sich aller Augen nicht auf sie, sondern auf Merhameh, die zwar in einfachen billigen Stoff gekleidet und ohne jedweden künstlichen Schmuck an ihrer Seite stand, aber trotz alledem nicht weniger Eindruck machte.

Die Vorstellung geschah in orientalisches würdevoller Weise, mit Nennung aller möglichen Vor-, Zu- und sonstigen Verwandtschaftsnamen. Ich hatte sie natürlich zu erwidern. Ich tat dies, indem ich nicht von oben anfang, nämlich bei Merhameh, sondern von unten, bei Halef. Als die Münazah seinen langen Namen erfuhren, und daß er der vielgenannte Scheik der Haddedihn sei, sahen sie ihn schon mit anderen Augen an als bisher. Über mich ging ich schnell hinweg, indem ich nur sagte, daß ich ein Effendi aus Deutschland sei.

„Aus Dschermanistan bist du?“ fragte der Scheik. „Das kenne ich! Da wohnen viele gelehrte Menschen und viele Christen, die wirklich Christen sind. So ist es kein Wunder, daß du Gast im Hause Abd el Fadls geworden bist. Kennst du Merhameh, seine Tochter?“

„Ja.“

„So meint es Allah gut mit dir. Denn wer sie kennt, dem ist die Erinnerung an sie wie immerwährender Sternenglanz oder wie erquickender Rosenduft, der nie vergeht. Ich sah sie nur einmal. Sie war noch ein Kind, vielleicht zwölf Jahre alt. Das war beim damaligen Mir von Ardistan. Wir hatten uns gegen ihn empört und waren in seine Hand geraten, mein Vater, mein Bruder und ich. Unser Leben war verwirrt. Wir sollten erschossen werden. Schon standen wir auf dem Richtplatz. Rund um uns saßen die Richter auf den Steinen, bei ihnen der Mir, der nur die Hand zu erheben brauchte, so hätten die Schüsse gekracht. Da kam Merhameh, das wunderbare Kind, herbeigesprungen und hielt ihm diese Hand. Sie sprach zu ihm, wie nur die Engel sprechen. Sie bat, wie nur die Erde bittet, wenn sie um Regen auf zum Himmel schmachtet. Sie griff ihm mutig in das harte Herz. Sie rang mit ihm. Nicht wie ein Kind, wie eine Riesin kämpfte sie für uns. Und daß ich dir es heut erzählen kann, Effendi, ist der Beweis, daß er, der Mächtige, der Starke, der Tyrann, ihr unterlag. Sie siegte. Er gab uns frei! Es war das erste und das letzte Mal, daß ich sie sah. Ob ich sie wiederkennen würde, wenn sie mir heut begegnete, das weiß ich nicht. Ich glaube, kaum. Denn ihr schönes, liebes Kinderantlitz hat in mir die Züge eines Wesens angenommen, das niemand, auch ich selbst nicht mehr, mit dem Auge des Körpers erfassen kann. Darum bitte ich dich, Effendi, sie mir zu beschreiben. Wie ist ihr Gesicht jetzt? Ihre Haltung, ihr Gang, ihre Stimme? Hat sie vielleicht von uns gesprochen, oder –“

„Nein,“ unterbrach ich ihn. „Sie spricht niemals von dem, was sie tat und gab. Man kann es nur, wie auch jetzt, von andern Leuten hören. Aber die Beschreibung sollst du haben. Und zwar eine so lebendige und so treffende Beschreibung, daß du gewiß überzeugt sein wirst, die Person vor dir zu haben. Ich bin ja noch nicht fertig, dir zu sagen, wer wir sind. Schau, hier steht Merhameh, die Tochter meines Freundes Abd el Fadl, des Fürsten von Halihm!“

Er trat in höchster Überraschung einige Schritte zurück, schaute die Errötende mit frohem Auge an und rief:

„Maschallah! Welch ein Wunder, und doch kein Wunder! Also darum, darum kamst du mir sogleich bekannt vor! Und darum, darum mußte ich dich grüßen, obgleich ich gar nicht wollte! Du bist's, du bist's; jetzt sehe ich es erst! Meine Retterin! Die Retterin meines Vaters, meines Bruders!“

Er trat auf sie zu, beugte sich vor ihr bis auf die Erde nieder, küßte den Saum ihres Gewandes und fragte:

„Weißt du noch, was ich dir versprochen? Was wir dir nachriefen, als du davon eilst, um unserem Dank zu entfliehen?“

„Ja,“ lächelte sie, indem sie ihn zwang, sich wieder aufzurichten.

„So sage es mir! Sage es mir wörtlich!“

„Dein Vater rief: Bitte dereinst von mir, was du willst, es soll dir werden! Du riefst: Es soll dir von mir und meinem Stamm werden, es sei, was es sei! Und Dein Bruder rief: Es soll dir von uns allen werden, es sei Leben oder Tod! Du hörst, ich weiß es noch.“

„Ja, du weißt es noch. So sagten wir wörtlich. Und was wir versprechen, das ist, als ob es Allah versprochen worden sei. Mein Vater starb; mein Bruder – – –“ er hielt inne, fuhr aber dann fort: „Mein Bruder ist nun auch tot; aber ich bin ihr Erbe; ich habe auch ihr Versprechen geerbt und muß es nun dreifach halten.“

Er wendete sich zu den Ältesten, indem er fortfuhr:

„Meine Ehre ist auch Eure Ehre. Ich weiß, der ganze Stamm tritt für unser damaliges Versprechen ein. Ist es so oder nicht?“

„Es ist so! Wir halten es! Wir treten ein!“ rief es im Kreise der zwölf Stammesrichter, und sie alle näherten sich Merhameh, um nach dem Beispiel ihres Scheiks den Saum ihres Gewandes zu küssen.

Daß wir unter diesen Umständen das Mahl in sehr gehobener Stimmung begannen, ist selbstverständlich. Merhameh wurde hoch geehrt. Es war, als ob eine Königin unter uns sitze. Sie wurde von zwei Söhnen des Scheiks, die schon über zwanzig Jahre zählten, persönlich bedient, nahm dies aber so anspruchslos entgegen, daß sie mit dieser Bescheidenheit den aufkeimenden Zorn der Frau des Scheiks entwaffnete. Welchen Zweck diese Versammlung ursprünglich und eigentlich hatte, das erfuhren wir während des Essens nicht; aber es mußte etwas sehr Wichtiges sein, denn es versammelten sich draußen immer mehr Leute, aber lauter Erwachsene; kein einziges Kind war dabei. Dann aber, als wir zu Ende waren und uns die Hände mit zerschnittenen Zitronen gewaschen hatten, teilte uns der Scheik mit, daß es sich um einen Akt der Gerechtigkeit, um die Vollstreckung einer Strafe handle.

„Wir haben eine Blutrache gegen den Stamm der Manazah,“ sagte er. „Der Bruder des Scheiks der Manazah hat meinen Bruder erschossen, nicht aus Versehen, sondern mit Absicht, aus dem Hinterhalt, einer elenden Beute wegen. Darum wurde den Manazah der Friede aufgesagt. Wir haben einen Hinterhalt gelegt, um den Mörder abzulauern. Es ist uns gelungen, ihn gefangen zu nehmen, heut wird er erschossen, grad in dem Augenblick, an dem die Sonne untergeht. Das ist die von der Natur vorgeschriebene Zeit der Beendigung des Lebens. Zu diesem Zwecke sind wir hier versammelt. Seht, da bringt man ihn!“

Zwei Münazah brachten den Gefangenen aus dem Hause, wo er eingesperrt gewesen war. Er sollte hinaus nach der Gerichtsstelle geschafft und dort erschossen werden. Das Urteil war schon gesprochen. Er hieß Ali Ben Masuhl und war ein hagerer, dünnbärtiger Mann, eine echte Beduinengestalt, im Alter von zwischen vierzig und fünfzig Jahren. Als er an uns vorüberkam und die beiden Frauen sah, riß er sich für einige Augenblicke von seinen Begleitern los, sprang auf die Frau des Scheiks zu, faßte mit den beiden gefesselten Händen den Ärmel ihres Gewandes und rief:

„Beschütze mich; beschütze mich; beschütze mich!“

Nach dieser Berührung, die nicht verhindert worden war, und der dreimaligen Aufforderung, ihn zu beschützen, war sie nach den Gesetzen des Landes verpflichtet, alles daran zu setzen, um seinen Tod zu verhüten. Auf diese Weise retten sich Verurteilte, wenn ihnen keine andere Hoffnung bleibt, zuweilen noch in den Schutz der Frauen, der von den Männern ganz unbedingt beachtet werden muß. Diese Frau aber riß sich von ihm los, streckte beide Arme abwehrend gegen ihn aus und antwortete:

„Fort mit dir! Stirb, und verflucht sei deine Seele!“

Da trat er von ihr weg und ließ sich wieder ergreifen. Der Blick, den er auf sie warf, schauert mich noch heut! Und noch jemand trat von ihr weg, nämlich Merhameh. Sie sagte kein Wort, aber sie hat, so lange wir noch bei den Münazah waren, keinen einzigen Blick mehr auf dieses kalte, erbarmungslose, goldgeschmückte Weib geworfen. Sie ging langsamen Schrittes dem Richtplatze zu, ganz allein. Wir beide, Halef und ich, folgten hinter ihr her. Man machte uns ehrerbietig Platz, denn es hatte sich blitzschnell herumgesprochen, wer sie war.

Der Scheik bildete mit seinen zwölf Ältesten den Kreis, in dem sie sich auf die schon erwähnten Steine setzten. Ali Ben Masuhl wurde in die Mitte dieses Kreises gestellt, mit dem Angesicht nach der untergehenden Sonne gerichtet. Er stand fest und aufrecht. Es war nicht das geringste Zeichen von Todesfurcht an ihm zu bemerken. Ihm gegenüber, außerhalb des Kreises, hockten die drei gewöhnlichen Münazah, die ihn zu erschießen hatten. Wir drei, Merhameh, Halef und ich ließen uns auf drei freigebliebene Sitze nieder. Rund um uns saß oder lag das Volk, die Augen nach dem verhängnisvollen Platz zugewendet.

Es wurde gewartet, bis der untere Rand der Sonnenscheibe den Horizont beinahe berührte. Da erhob sich der Scheik, um zu sprechen. Er hielt eine kurze, sachgemäße, von allen sonst gebräuchlichen Schimpf- und Schandwörtern freie Rede über die zwischen den beiden Stämmen herrschende Feindschaft, über die Ermordung seines Bruders, über die Ergreifung des Mörders und das ausgesprochene Todesurteil. Dann fragte er Ali Ben Masuhl, ob dieser den Beistand des Imahm⁵ verlange oder vor seinem Tod sonst noch einen Wunsch habe. Der Gefragte bat, ihm seinen muhammedanischen Rosenkranz aus der Tasche zu nehmen und in die Hand zu geben. Weiter wolle er nichts. Dann möge man schießen.

„Es ist nicht wünschenswert, auf einer Erde weiter zu leben, auf der nicht einmal mehr das Weib Erbarmen hat,“ fügte er hinzu.

„Hattest du Erbarmen mit meinem Bruder?“ fragte der Scheik, indem er nach der Sonne sah, die schon zur Hälfte verschwunden war.

Schon setzten sich die drei Schützen fest in die Knie, legten die Gewehre an, um sicheres Ziel zu nehmen. In der nächsten Minute mußte das Kommando fallen. Da stand Merhameh von ihrem Sitz auf und rief:

„Halt! Noch gibt es auf dieser Erde Frauen, in deren Herzen das Erbarmen wohnt. Und noch gibt es auf ihr Männer, deren Wort so heilig ist wie Allahs Schwur!“

Sie zog mir das Messer aus dem Gürtel, ging auf den Verurteilten zu, stellte sich grad vor ihn hin und sprach, an den Scheik gewendet, mit erhobener Stimme:

„Grad so wie hier war es bei dem Mir von Ardistan: Rundum die Richter sitzend und er bereit, das letzte Wort, das Todeswort, zu sprechen. Da sandte mich Allah zu Eurer Hilfe und gab mir Worte und Begeisterung, das harte Herz des Herrschers zu erweichen. Ihr wurdet frei. So sei auch dieser frei! Ich fordere ihn von dir, von euch, vom Stamm der Münazah. Ich halte euch bei jenen drei Versprechen, die ihr mir damals nachgerufen habt und heute wiederholtet! Seid Ihr etwa gewillt, sie mir zu brechen?“

Sie sah sich im Kreise um. Niemand antwortete. Ich hatte das, was sie tat, erwartet. Diesen Leuten aber kam es so überraschend, daß sie zunächst nicht wußten, was sie sagen sollten. Da schnitt sie dem Gefangenen die Fesseln durch, so daß er die Hände frei bekam, brachte ihn zu mir herbeigeführt, gab mir mein Messer wieder und sprach, so daß die Richter alle es hörten:

„Ich übergebe ihn dir, Effendi, doch nur einstweilen. Führe ihn von dieser Stelle fort, und beschütze ihn. Ich fordere ihn von dir zurück, so heil, wie ich ihn dir jetzt übergebe!“ – – –

Ein sprühendes Leuchten zuckte im Westen auf, um funkelnd nach dem Osten hin zu grüßen. Die Sonne war verschwunden, doch Ali Ben Masuhl lebte noch. Tiefe Stille herrschte rundum. Ich nahm ihn bei der Hand, um mich mit ihm zu entfernen. Jeder hatte gesehen, was geschehen war, aber keiner wagte es, sich ihm und mir entgegenzustellen. Man machte uns Platz, erstaunt, betroffen, zögernd, aber dennoch! Da erklang hinter uns die laute Stimme des Scheiks. Das lenkte die Aufmerksamkeit von uns ab auf ihn. Wir erreichten unangefochten unser Zelt. Halef kam hinter uns her.

„Allah sei Dank!“ sagte er. „Hier bei unseren Pferden und Waffen haben wir nichts zu fürchten. Ich werde sofort satteln, um für alles gerüstet zu sein.“ Und sich an Ali Ben Masuhl wendend, fügte er hinzu: „Fürchte nichts! Hier bist du so sicher wie im Schoße Abrahams. Du stehst unter einem Schutz, der stärker ist als die Macht und Tapferkeit aller Münazah zusammen.“

Nach diesen Worten ging er in die Hürde zu den Pferden. Der vom Tod errettete Manazah schien gar nicht auf das, was Halef gesagt hatte, zu achten. Er stand hochaufgerichtet und lauschend, und schaute nach der Höhe zurück, auf der jetzt, wie wir deutlich hörten, Merhameh zu der Versammlung sprach. Zwar konnten wir ihre Worte nicht verstehen, aber ihre Gestalt und jede ihrer Bewegungen zeichneten sich um so genauer und bestimmter vom leuchtenden Hintergrund des Himmels ab. Die Höhe des Richtplatzes lag nach uns herüber schon im Dämmerlicht; ihre von uns abgewandte Seite aber stand im vollsten, schönsten Glanz des Abendrotes. Die Hunderte der Münazah, die am untern Teil des Abhanges lagerten, wurden von keinem Strahl mehr getroffen. Die Ältesten aber hoch auf der Höhe saßen still wie in goldener Flut; um die ragende Gestalt des Scheiks zuckten diamantene Funken, und Merhameh, die auf einen der Sitzsteine gestiegen war, um weiter hin gesehen und gehört zu werden, schien nicht mehr ein irdisches Geschöpf, sondern ein Wesen aus jener Welt zu sein, in deren Licht sie jetzt zum Volk sprach. Ihre Linien waren in rosigen Äther

⁵ Geistlichen.

getaucht. Ihr Gewand erglänzte, wenn sie im Sprechen sich bewegte, je nachdem seine Falten nach der Licht- oder nach der Schattenseite fielen, bald in purpurnen, bald in silberblauen Tönen. Ihr dunkles, nur im Nacken zusammengehaltenes, sonst aber frei, offen und lang herabwallendes Haar schien im Luftzuge wie von unzähligen Rubinen und Smaragden übersät. Und als jetzt eine leichte Wolke sich wie ein Schleier durch das Leuchten zog, hatte es den Anschein, als ob das schöne Fürstenkind von der Erde hinweggenommen werden sollte, um mit dem Abendrot im Jenseits zu verschwinden.

Nicht nur ich allein fühlte den tiefen Eindruck dieser so wunderbar bewegten Gestalten, Linien und Farben; sie wurden auch von dem neben mir stehenden Manazah empfunden. Er wendete kein Auge davon ab, holte tief, sehr tief Atem und fragte:

„Wer ist dieses Kind, dieses Mädchen, dieses Weib? Dieses schöne, fremde Wesen, das ich noch nie gesehen habe und dem doch die Münazah alle gehorchen?“

„Es ist Merhameh, die Tochter des Fürsten von Halihm“, sagte ich.

„Merhameh, die Barmherzige?“ fragte er, indem sein Auge leuchtete und sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck annahm. „Sie, sie, die in den Herzen aller Menschen und in den Versen aller Dichter lebt? Allah, ich danke dir, daß du es mir vergönntest, sie zu sehen, den Blick ihres Auges und den Ton ihrer Stimme in mich aufzunehmen! Nun bin ich frei, frei, frei! Kein Münazah kann ihr widerstehen!“

Er setzte sich vor unserm Zelt nieder, und ich nahm an seiner Seite Platz. Halef war mit dem Satteln der Pferde schnell fertig, legte unsere Gewehre zurecht und gesellte sich dann zu uns. Unweit unseres Zeltes gab es in einer weiteren Hürde eine prächtige Asfar-Stute⁶, die reines, edles Blut zu sein schien. Ich machte Ali Ben Masuhl darauf aufmerksam, daß er möglicher Weise schnell ein Pferd brauche, um zu fliehen, und zwar unter unserm Schutze. Da deutete er nach der erwähnten Hürde und sagte:

„So werfe ich mich auf das beste Pferd des ganzen Stammes, welches du dort stehen siehst. Da holt mich keiner ein. Das meinige ist für jetzt unbrauchbar. Es erlahmte unterwegs an einer Verletzung des Hufes. Das war der Grund, daß es den Münazahs möglich wurde, mich zu fangen. Aber ich glaube nicht, daß ich zu fliehen habe. Wen Merhameh beschützt, den zwingt kein Mensch zur Flucht.“

Er begann, von ihr zu erzählen. Er hatte dabei eine ganz eigene Art, sich auszudrücken. Er sprach nicht nur gut, sondern auch begeistert, und in Wendungen, die nur auf der Zunge eines Dichters üblich sind. Sein Gesicht verklärte sich. Er stieg in unsern Augen dabei nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich an Wert. Er war keinesfalls ein gewöhnlicher Mensch.

Inzwischen brach der Abend herein, aber es war ein heller Abend. Der Mond hatte schon längst am Firmament gestanden und schien nur auf den Sonnenuntergang gewartet zu haben, um zu beweisen, daß auch er ein Spender des Lichtes sei. Man weiß, daß er schon seit undenklichen Zeiten zu der über den ganzen, nächtlichen Himmel verbreiteten Sekte der Magier gehört und in allem, was er tut, zur Heiligung und zur Andacht neigt. So erteilte er auch dem vor uns liegenden Richtplatz und dem, was jetzt dort geschah, jenen geheimnisvollen, magischen Schimmer, der uns zu der Empfindung erhob, daß es sich hier nicht um das kleine Schicksal zweier unbedeutender Beduinenstämme, sondern um eine Darstellung großer, allgemeiner Menschheitsschicksale handle.

Da sahen wir, daß Merhameh die Höhe verließ. Sie kam zu uns hernieder. Ali Ben Masuhl sprang auf und holte ein Kissen aus dem Zelt für sie. Sie verschmähete es nicht, sich darauf niederzulassen. Er aber blieb stehen, an die Stange des Zeltes gelehnt, obgleich sie ihn mit der Hand wiederholt aufforderte, sich wieder niederzusetzen. Sie berichtete:

„Ich habe zu ihnen gesprochen. Ich habe ihnen alles gesagt, was das Menschenherz zu solchem Mord und Frevel zu sagen hat. Nun beraten sie. Der Scheik ist gewonnen. Er wird kommen und uns das Ergebnis mitteilen.“

Hierauf wendete sie ihr Gesicht dem neben ihr Stehenden zu, schaute freundlich zu ihm auf und fragte:

„Ich kenne einen Dichter Ben Masuhl. Aber weder die Münazah noch die Manazah scheinen ihn zu beachten. Ist er vielleicht dir bekannt?“

„Ich bin's,“ antwortete er einfach. „In der Ferne liebt man mich. In der Heimat will mich keiner.“

Also darum wußte er so genau, daß Merhameh „in den Versen aller Dichter lebt“! Sie senkte den Kopf und schwieg eine kleine Weile. Dann sagte sie:

⁶ Isabellfarben.

„So kann nicht ich, sondern nur du allein kannst dich retten – – – wenn Allah es will! Begreifst du das?“

„Nein,“ antwortete er.

„Du wirst es begreifen lernen, so du wirklich Dichter bist. Die Zeiten sind vorüber, in denen die Poesie des Raubes und des Mordes durch die Steppen ritt und unter den Zelten der Wüstenstämme lagerte. Kein Räuber und Mörder darf sein Gesicht mehr hinter der Heldenlarve verstecken. Du bist jetzt Dichter und Mörder, aber nicht mehr Dichter und Held. Und wo Menschen dir verzeihen, darf Allah dir nicht verzeihen. Merke dir eines: Die Gnade und Barmherzigkeit ist nur für innerlich kleine Leute; wer aber groß zu denken und groß zu werden hat, der bleibt der göttlichen Gerechtigkeit nicht einen Para schuldig. Ich kann dich heut nur körperlich befreien, doch vor Allah bist du Gefangener, bis du bezahlst, was du ihm schuldig bist. Dichter müssen groß sein; vor allen Dingen in sich selbst. Wer so, wie sie, das edelste Gold und die herrlichsten Diamanten aus voller freier Hand verschenkt, hat nicht das Recht, der Schuldner Gottes zu sein. Darum frage ich dich noch einmal: Ist dir der Dichter Ben Masuhl bekannt? Bist du es wirklich? Oder bist Du es nicht?“

Er war still. Es verfloß eine längere Zeit im Schweigen. Dann holte er tief Atem und sprach:

„Allah sei es, der entscheidet und dir beantwortet, was du mich fragst!

Da machte sich oben auf dem Gerichtsplatze eine Bewegung bemerklich. Die Beratung war zu einem gewissen Abschluß gelangt. Der Scheik kam herab, um ihn uns mitzuteilen. Man war damit einverstanden, daß Ali Ben Masuhl freizugeben sei, sofort und vollständig frei, aber nur, um das Versprechen einzulösen, das man Merhameh beim Mir von Ardistan gegeben hatte. Die Todfeindschaft mit den Manazah aber solle bestehen bleiben, der Kampf mit ihnen beginnen. Da erhob sich Merhameh von ihrem Platz.

„Komm wieder mit hinauf!“ bat sie den Scheik. „Wenn die Barmherzigkeit durch Liebe nichts erreicht, kann sie auch drohen. Wenn sich die Münazah etwa für Götter halten, muß ich ihnen zeigen, daß sie Menschen sind! Die umliegenden Völker sind es müd geworden, nur immer die Waffen klirren zu hören. Ich habe zu warnen! In kurzer Zeit bin ich wieder hier und werde dann sofort zur Ruhe gehen, denn morgen brechen wir beizeiten auf. Sagt, bitte, das dem Diener!“

Sie kehrte mit dem Scheik nach der Höhe zurück. Halef holte den Diener, der ihr im Zelt die Lagerstatt bereitete und sich dann vor den Eingang niederlegte, um, selbstlos wie ein wachsam treuer Hund, ihr Schutz und Schirm zu sein. Als droben ihre Stimme wieder erklang, war es ein sehr energischer Ton, in dem sie sprach: das hörten wir. Und, wie sie gesagt hatte, kam sie sehr bald wieder. Sie gab uns allen dreien die Hand, uns gute Nacht zu sagen, und fügte hieran den Bescheid:

„Es ist erreicht. Ich habe ihnen die Folgen gezeigt. Bei wem vorher das Herz nicht zu rühren war, bei dem wirken nun die Einsicht und der Verstand.“

Sie zog sich in ihr Zelt zurück, und kaum war dies geschehen, so verteilten sich die Ältesten unter das Volk, um die Nachricht zu verbreiten, daß Friede zwischen den Münazah und Manazah gefordert werde und von den mächtigen Nachbarstämmen gedroht worden sei, daß sie sich diesen Frieden nötigenfalls erzwingen. Dann ergoß sich das Volk unter lärmenden Rufen von der Höhe in das Tal, um heimzukehren. Wir aber erhielten diese Kunde von dem Scheik selbst, der sich in diesen Ausgang der Sache vollständig gefunden hatte, obgleich, wie ich nach und nach immer deutlicher merkte, der Grund alles Übels in seinem eigenen Hause lag, in seiner eigenen, herrschsüchtigen, stolzen – – – Frau!

Wir gefielen ihm, und er uns auch. Er lud uns nicht zu sich, sondern sich zu uns in unser Zelt, wo wir bis nach Mitternacht bei der Wasserpfeife und beim einfachen Spätessen saßen und uns lebhaft unterhielten. Nicht etwa über gewöhnliche Dinge, o nein! Sondern über Fragen, die teils nach der Tiefe, teils nach der Höhe forschen. Der Morgenländer liebt es ganz besonders, sich mit derartigen Dingen zu beschäftigen, während der Abendländer sie am liebsten dem Fachgelehrten oder Fachbeamten überläßt. Im Lauf dieser Unterhaltung zeigte sich der Scheik als ein wohlunterrichteter, vorurteilsfreier Mann, der einem einmal gefaßten Entschluß die beste Seite abzugewinnen wußte. Nun man sich einmal für die Aussöhnung der beiden Stämme entschieden hatte, war er auch gleich ganz Feuer und Flamme dafür und zu jedem hierauf bezüglichen Entgegenkommen bereit. Er befreundete sich mit seinem bisherigen Gefangenen in ebenso schneller wie aufrichtiger Weise, zumal wir beide, Halef und ich, alles Mögliche taten, diesen Friedensschluß zu beschleunigen. Hierbei wurde der Bruder unsers Dichters, nämlich der Scheik der Manazah, des öfteren erwähnt, und da hörten wir leider, daß er ein harter, eigenwilliger Mann sei, bei dem es wohl nicht ohne innere Kämpfe hergehen werde, sich für die Beendigung der Feindschaft zu entscheiden. Er schien in jeder

Beziehung ein ausgesprochen selbstsüchtiger Mensch zu sein und an seinem ganzen seelischen Körper nur einen einzigen, warmen sympathischen Punkt zu besitzen, und das war die Liebe zu seinem Bruder, demselben der heute abend hier bei uns saß. Auf diesen einzigen Punkt allein konnte sich die Hoffnung gründen, daß der Frieden zwischen den beiden Stämmen zu ermöglichen sei.

Ali Ben Masuhl stimmte auch ganz für diese Aussöhnung; er hatte ja an sich selbst erfahren, wohin die Feindschaft führt; aber er war stiller als der Scheik. Die ihm angeborene, schöne Begeisterungsfähigkeit trat heut hinter den Ernst der Gedanken zurück, die Merhameh in ihm ins Leben gerufen hatte. Sie füllten ihn innerlich aus, das sah man ihm an, und diese Einkehr in sich selbst ließ ihn so seelisch bedrängt, so rührend hilfsbedürftig erscheinen, daß ich mich herzlich zu ihm hingezogen fühlte. Ganz ebenso erging es dem Scheik, der während des Gespräches sehr oft, ohne eigentlich zu wollen, seine Hand ergriff, um sie ihm zu drücken.

Was uns selbst nun im besonderen betrifft, so war unsere Abreise für den zeitigen Morgen beschlossen. Der Scheik der Münazah bat, uns bis an die Grenze seines Gebietes begleiten zu dürfen. Dann sollten wir für morgen abend die Gäste der Manazah sein, mit deren Scheik er den Friedensabschluß besprechen wollte, und hierauf sollten wir von unserm Dichter und seinem Bruder bis an die Weideplätze des nächsten Stammes unter Schutz genommen werden. Wie gut und aufrichtig der Scheik es mit seinem bisherigen Todfeind meinte, war daraus zu ersehen, daß er, als dieser sein lahm gewordenes Pferd erwähnte, zu ihm sagte:

„Das kannst du natürlich nicht reiten. Es bleibt hier bei mir, bis sein Huf gesundet ist. Ich borge dir meine Isabelle. Sie ist das Köstlichste, was ich besitze. Du siehst, ich habe dich lieb.“

Als wir dann auseinandergingen, hörte ich, daß Ali Ben Masuhl auch eines der leeren Zelte angewiesen bekam. Später aber trat ich, ehe ich mich niederlegte, noch einmal vor das meinige, um nach dem Wetter auszuschaun, und da sah ich, daß er auf das Zelt verzichtet hatte und demjenigen von Merhameh gegenüber an der Mauer des Hauses saß, um kein Auge von dem Dach, unter dem sie ruhte, zu verwenden. Halef sah das auch und sagte:

„Seine Seele spricht mit ihrer Seele. O, Effendi, wenn die Menschen doch wüßten, wie heilig so ein inneres Leben ist!“

Die Sonne war eben aufgegangen, als wir am nächsten Morgen die Residenz Omar Ben Amarahs verließen. Ja, sie war zwar aufgegangen, aber wir sahen sie nicht. Sie verbarg sich hinter einem häßlichen, dicken, schmutzig gelbroten Schleier. Wir hatten einen jener bösen Tage vor uns, an denen die Luft mit feinstem Sand geschwängert ist, und man sich Auge, Mund und Ohr verhüllen muß, um diese edlen Organe zu schützen. Darum steckten wir alle so tief in unsern Mänteln, daß von uns fast nichts zu sehen war als eben nur diese Mäntel. Und das hielt nicht nur den ganzen Tag an, sondern es verschlimmerte sich am Nachmittag so, daß wir unsere Pferde öfters ruhen lassen mußten und nur ganz langsam vorwärts kamen. Es war ein Tag, wie gerade dazu gemacht, daß ein großes schweres Unglück an ihm geschehe. Darum war ich gestern, ehe ich mich schlafen legte, noch einmal aus dem Zelt getreten, um nach dem Himmel zu sehen. Jedes Wetter schickt für den, der es fühlt, seine Vorahnung voraus.

Merhameh hielt sich wacker. Diese schwere Atmosphäre schien ihr leichter zu werden als uns Männern. Sie ritt während der ganzen Zeit fast stets zwischen dem Scheik und Ali Ben Masuhl, der, wie verabredet worden war, auf der isabellfarbenen Stute saß, und unterhielt sich mit ihnen, so gut es eben bei der dichten Verhüllung ging. Später erfuhr ich von dem Scheik, daß es nur kurze Fragen und kurze Antworten gewesen waren, aber von heiligem, edlem Klange. Wenn wir einmal anhielten und ich einen Blick auf Ben Masuhl bekam, fiel mir das tiefe, schwärmerische Leuchten seines Auges auf. Weil diese drei zusammen hielten, war ich auf meinen Halef angewiesen, doch gönnte ich den beiden Männern unsere herrliche Merhameh von ganzem Herzen. Ihr Diener kam mit einer kleinen Schar von Münazah, bei denen sich drei Älteste befanden, hinterher. Diese drei sollten sich an der Friedensbesprechung mit dem Scheik der Manazah beteiligen.

Der Sand belästigte unsere Pferde so sehr, daß wir darauf verzichten mußten, das eigentliche Ziel unseres heutigen Rittes zu erreichen. Es wurde beschlossen, die Nacht beim Grabe eines muhammedanischen Heiligen zuzubringen, das fast genau an der Grenze zwischen den Gebieten der beiden Stämme lag, und zwar in einem kleinen Wäldchen, in dem man einigermaßen Schutz vor dem Wetter finden konnte. Es war am späten Nachmittag, als wir die Gegend, in der das Grab lag, erreichten. Wir konnten es nicht von weitem

sehen. Wir befanden uns in einer vielgewundenen Felsenschlucht, und als wir um eine dieser Windungen bogen, stand es ganz plötzlich vor uns, zweihundert Schritte entfernt, eine enge Tür, vier weißgetünchte Mauern, ein plattes Dach darauf und im Innern nichts, als nur die kahlen Wände. Auf beiden Seiten und hinten wurde es von spärlichen Sykomoren, Schwarzhölzern und dürrem Gestrüpp eingefaßt. Wir lenkten nach ihm ein. Das Gebäude bot uns Unterkunft für Merhameh, und wir Männer fanden wohl im Wäldchen alle Platz. Der Scheik, Ben Masuhl und Merhameh ritten auch jetzt voran. Wir sahen keinen Menschen. Da aber trat aus der Tür des Grabes eine hohe, männliche Gestalt mit einem Gewehr in der Hand. Sie hob den Arm und rief uns entgegen:

„Seid begrüßt, ihr Münazah! Sei begrüßt, Omar Ben Amarah, du Mörder meines Bruders! Ich bin Hassan Ben Masuhl, der Scheik der Manazah, und fordere deine Seele. Drauf, Ihr Krieger, drauf! Fangt sie lebendig, alle, alle!“

„Halt, halt! Du irrst!“ rief ich ihm schnell zu.

Aber schon hatte er sein Gewehr angelegt, der Schuß krachte, und der, den er für den Scheik der Münazah hielt, weil er auf der Isabella saß, bekam einen Ruck, warf die Arme in die Luft und glitt vom Pferde. Zu gleicher Zeit kam hinter dem Wäldchen, wo sie versteckt gewesen war, eine Schar von wohl sechzig Reitern hervor, die uns umzingelten. Zu einem Kampf aber kam es nicht, denn es fiel keinem von uns ein, sich zu wehren. Es gab weiter nichts als ein ungefährliches, schnell vorübergehendes Gewühl; dann hielt ein jeder still auf seinem Tier. Die Feinde waren überrascht von unserer Ruhe. Ihr Anführer kam herbei, ganz ebenso überrascht. Der Scheik der Münazah ritt ihm einige Schritte entgegen, warf sich die Kapuze aus dem Gesicht und fragte:

„Deine Kugel galt wohl mir?“

„Du, du?“ rief der unglückliche Schütze betroffen. „Omar Ben Amarah! Du lebst?“

„Ich lebe noch! Bitte Allah, daß auch dieser lebt! Geh hin, und schau ihn an!“

Er deutete auf den Verwundeten, der vom Pferd geglitten war und an der Erde lag. Ich kniete schon bei ihm und öffnete ihm den Mantel, die Jacke und die Weste. Die Augen waren geschlossen. Die tödliche Wunde lag in der Nähe des Herzens. Sie blutete nicht.

„Mein Bruder, mein Bruder!“ schrie der Scheik der Manazah, als er sah, auf wen er geschossen hatte.

Er wollte sich auf ihn werfen; ich aber schob ihn zurück und befahl:

„Schweig! Jammere nicht! Und rühre ihn nicht an! Du hast nur allzu gut getroffen. Raube ihm nicht die letzten Augenblicke, die ihm noch bleiben! Folge uns! Komm, Halef, faß mit an!“

Halef war der einzige, auf dessen Geschicklichkeit ich mich verlassen konnte. Er sprang vom Pferd. Wir nahmen den Verletzten vorsichtig auf und trugen ihn in das Innere des Grabes. Dort legten wir ihn nieder. Die Kugel war ihm durch und durch gegangen. Am Rücken floß Blut. Sein Bruder folgte, zusammengebückt wie ein Träumender. Hinter ihm kam der Scheik der Münazah, dem der Schuß gegolten hatte. Ich führte die beiden Todfeinde zu dem Sterbenden hin und ging dann nach der Tür, um Merhameh herbeizuwinken. Sie kam. Ihr Gesicht war bleich, aber ihr Auge groß, voll tiefen Glanzes und still.

„Soll ich dabei sein?“ fragte sie.

„Du vor allen Dingen,“ antwortete ich. „Komm her zu ihm, damit sein letzter Blick dich gleich zuerst erfasse!“

Sie tat es. Sie kniete bei ihm nieder. Wir warteten. Draußen waren die Reiter alle abgestiegen. Die Münazah und die Manazah standen leise flüsternd bei einander. Ein einziger Schuß hatte diese flüsternde Ruhe hervorgebracht. Die einen erfuhren von den andern, wie grundlos dieser Schuß gewesen war.

Schmutzig gelb, fast zu greifen, wälzte sich draußen die sandige Luft vorüber. Todesfahl drang das dicke Licht wie ein schadenfrohes Grinsen zur schmalen Tür herein. Schon gestern sollte er sterben, der da am Boden lag, und heute starb er wirklich. Nur ein einziger Tag wurde ihm geschenkt. Wozu? Indem ich dies dachte, öffnete er die Augen. Er sah Merhameh vor sich knien. Sein Blick leuchtete auf. Er schaute an ihr nieder. Er bemerkte das rote Blut, welches unter ihm hervor dem Lager zu entrinnen suchte. Da fühlte er die Wunde. Die Erinnerung kam. Er erschrak nicht. Er hob die eine Hand und deutete auf Hassan Ben Masuhl, den Scheik der Manazah. Er erhob die andere Hand und deutete auf Omar Ben Amarah, den Scheik der Münazah.

„Reicht Euch die Händel!“ bat er. Sie taten es. „Ich liebe Euch!“ fuhr er fort. „Seid Brüder im Leben, wie ich im Tode noch Euer Bruder bin!“

Man sah, er wollte tief Atem holen, wagte aber nicht, es zu tun. Er faltete die Hände.

„Merhameh,“ flüsterte er. „Weißt du noch, was du sagtest? Gestern abend?“

„Ich weiß es,“ antwortete sie.

„Ist es mir gelungen, mich selbst zu retten?“

„Ja, Allah hat es gewollt.“

„Habe ich bezahlt?“

„Soeben tust du es. Du bist dein eigener Preis.“

„So bin ich frei?“

„Frei bist du, frei!“ antwortete sie. Das klang wie ein Schluchzen, und doch war es auch wie ein Jubel.

Da holte er tief, tief Atem und rief mit lauter Stimme:

„Allah sei Preis gesagt!“ Und mit wieder leiser und immer leiser werdender Stimme fügte er hinzu:

„Und dir sei Dank, o Merhameh – – – o Mer – – ha – – – meh – –!“

Seine Brust hob und senkte sich noch zwei-, dreimal – – – da nahm Merhameh mich bei der Hand und bat:

„Komm, Effendi! Stören wir nicht den Tod, wenn er vom Himmel niedersteigt, die Lebenden zu versöhnen!“

Wir gingen hinaus.

Für diejenigen Leser, welche sich nicht mit dem innern psychologischen Schluß einer Erzählung begnügen, sondern gern auch jedes äußere Fältchen ausgeplättet haben wollen, füge ich noch folgendes hinzu:

Es darf nicht verwundern, daß Ali Ben Masuhl zuerst als Blutsfeind erschossen werden sollte und dann kurz darauf von dem Scheik der Münazah als Freund behandelt wurde. Bei den dortigen Beduinen gehören Raub und Mord zu den ritterlichen Werken. Es ist also kein Widerspruch, daß man einen Mörder persönlich achtet und sogar liebt und doch gezwungen ist, ihn der Blutrache zu opfern.

Ferner war uns nicht erzählt worden, daß man Ali Ben Masuhl nicht allein gefangen genommen hatte. Es waren zwei seiner Gefährten mit ergriffen worden, die man aber weniger streng bewacht hatte als ihn. Als sie das Todesurteil erfuhren, das schon vorgestern gesprochen wurde, gelang es ihnen, zu entfliehen und heimzukommen. Sie waren überzeugt, daß der Gefangene nun schon erschossen worden sei, und meldeten das dem Scheik. Dieser rief sofort alle verfügbaren Krieger zusammen, um den Tod seines Bruders zu rächen, und zog mit ihnen voran. Andere Scharen sollten schnell folgen. Er kam wegen des schlimmen Wetters nur bis an das Heiligengrab, wo übernachtet werden sollte, war aber so vorsichtig, Späher vorauszusenden, die uns begegneten. Sie sahen uns zufällig eher als wir sie, versteckten sich und ließen uns an sich vorüberziehen. Wir waren alle tief eingehüllt, aber als sie die bekannte isabellfarbene Stute sahen, waren sie überzeugt, daß der darauf sitzende Reiter der Scheik der Münazah sei. Als wir kurze Zeit darauf wieder einmal anhielten, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, gelang es ihnen, die natürlich schnell umgekehrt waren, uns unbemerkt zu überholen und dem Scheik Hassan Ben Masuhl unsere Ankunft zu melden. Denn es verstand sich ganz von selbst, daß auch wir die Absicht hatten, bei dem Grab des Heiligen zu übernachten. So fand er Zeit, sich vorzubereiten und uns derart zu empfangen, wie ich erzählte.

Sein Charakter stimmte genau mit der Vorstellung überein, die ich mir von ihm gemacht hatte. Er war ein harter, rücksichtsloser und rachgieriger Mann, der aus seinem Leben den Begriff der Verzeihung vollständig gestrichen hatte. Er hatte den heutigen Ritt in der festen Absicht unternommen, den vermeintlichen Tod seines Bruders in blutigster Weise zu rächen. Und nun tötete er ihn selbst; nun war er selbst der Mörder! Das wirkte so auf ihn, als ob die Kugel ihn selbst getroffen habe. Nun kauerte er mit dem, den er hatte erschießen wollen, im Grab bei dem Toten; der eine rechts, der andere links von ihm. Was sprachen sie?

Es verging eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß sie sich hören oder sehen ließen. Wir bereiteten die Lager; die Münazah auf der einen und die Manazah auf der anderen Seite des Wäldchens. Der Abend kam. Er brachte andere Luft. Es erhob sich ein Wind, der in kräftigen Stößen die Atmosphäre reinigte. So kam es, daß der Himmel wieder sichtbar wurde. Der Mond erschien. Die weißgekalkten Mauern des Grabes sammelten seine Strahlen und warfen sie uns in zart bläulichem Widerschein zu. Da regte es sich im Innern. Das Leben erhob sich von der blutig feuchten Erde, um sich von dem Tod zu trennen. Die beiden Feinde erschienen unter der Tür. Sie riefen nach Merhameh, die zu ihnen kommen sollte, um Zeugin ihres Schwures an der Leiche des Erschossenen zu sein. Sie stieg die Stufen hinauf und ging mit ihnen hinein. Nach einiger

Zeit kamen sie wieder heraus, alle drei. Vor dem Eingang blieben sie stehen, von allen gesehen. Omar Ben Amarah erhob seine Stimme:

„Ihr Krieger der Münazah, hört, was Euch Merhameh, die Freundin unserer beiden Stämme, zu sagen hat!“

Und Hassan Ben Masuhl rief:

„Ihr Krieger der Manazah, schaut her zu uns, was Merhameh Euch zeigt!“

Er öffnete seine Arme, zog den Scheik der Münazah an sich und küßte ihn. Sein Kuß wurde dreimal erwidert. Da deutete Merhameh auf diese vom Mond hell beschienene Gruppe und verkündete in tief bewegtem Ton:

„Allah nur allein ist gerecht. Nimmt der Mensch die Rache in die Hand, so trifft er stets niemand, als nur den eigenen Bruder. Von nun an sei Friede!“

„Sei Friede! Sei Friede!“ riefen die beiden Anführer, indem sie die Hände betuernd hoben.

„Sei Friede! Sei Friede!“ wiederholten auch Halef und ich.

„Sei Friede! Sei Friede!“ erklang es von den Lippen aller Münazah und Manazah, sie verließen die Trennung ihrer Lagerplätze und eilten aufeinander zu, um dem versöhnlichen Beispiele ihrer Scheike zu folgen.

Seit jener Zeit ist stets Freundschaft zwischen ihnen gewesen. Wenn sich je einmal ein Zwiespalt erhob, der zum Kampf zu führen schien, so ritten die beiderseitigen Ältesten zum Grab des Heiligen, wo Ali Ben Masuhl unter den Sykomoren zur Ruhe bestattet worden war. Da wurde beraten und dabei an Merhameh gedacht. Der eine Stamm hatte dabei ihre Bitten, der andere ihre Warnungen zu wiederholen, und stets ergab, was sich an dem von mir geschilderten Tage ergab:

Es sei Friede! Es sei Friede!

Waldandacht.

Im tiefen, stillen Waldesfrieden,
Vom Lärm des Lebens abgeschieden,
Liegt mein geliebtes Gotteshaus.
Will ich einmal die Erdenfragen
Zum Abschluß und zur Ruhe tragen,
So pilgre ich zu ihm hinaus.

Es führt mein Herz mich allerwegen
Durch Blumenblüh'n, auf stillen Stegen,
Zum sommerlichen Erlenschlag.
Dort heißt willkommen mich die Quelle,
Und ich leg an verschwiegener Stelle
Hin, was ich Schweres bei mir trag.

(1900)

Karl May.

In Damaskus.

O komm, du lieber deutscher Wandersmann,
O komm, und weile nicht nur einen Tag.
Sieh dir das Aug' des Ostens länger an,
Als dir die „Entreprise“ erlauben mag.
Jag nicht durch der Bazare laute Flut,
Laß dich vom Zwang nicht hetzen durch die Gassen;
Bedenk', worauf dein Aug' nicht liebend ruht,
Das kannst du mit dem Herzen nicht erfassen.

Und sie ist's wert, „Des Orientes Braut“,
Daß du den Schleier hebst, der sie verhüllt.
Noch hat sie jedem, der sie recht geschaut,
Die Hand mit Myrrhen überreich gefüllt.
Doch mußt du kommen mit geruhiger Zeit,
Ja nicht mit „Cool“, mit „Riesel“ oder „Stangen“;
Wer als Minutensklave um sie freit,
Der kann zu dieser Braut niemals gelangen.

Es geht ein Sehnen durch die alte Welt,
Das du vielleicht nicht recht begreifst,
So fast, als wenn an einem fremden Zelt
Auf schnellem Roß du nur vorüberstreifst.
Was sie versäumt, als ihre Zeit einst war,
Was sie gefehlt auf falschen, düstren Pfaden,
Das ringt in ihr so tief, so wunderbar
Nach Sühne, nach erlösungsreichen Taten.

Auch geht eine Sehnen durch die Gegenwart,
Dir wohl vielleicht als Ahnung schon bekannt,
So fast, als hätt' im Traum ein Huf gescharrt
Des Geisterrosses aus dem Märchenland.
Was einst versunken, will gehoben sein
aus lebenden, aus wandelnden Ruinen,
Um, damals Sage, nun im Sonnenschein
Als Wahrheit unsrer Welt für Gott zu dienen.

So komm, und schau doch nicht nur die Gestalt;
Such nach der Seele, die im Innern wohnt,
Die dir, dem Findern und Befreier, bald
Die Liebestat mit Liebestat belohnt.
Doch eile nicht, versenke dich voll Lust
In Rätsel, die einst keine Rätsel waren;
So wird sich dir in deiner eignen Brust
Der alten Menschheit Jugend offenbaren.

(1900).

Karl May.

In Damaskus verfaßt.

Am „singenden Wasser“.

Erzählung.

von Karl May.

Heigh-day! War das eine Überraschung, als heut vor Jim Hallers armseligem Blockhause ganz unerwartet dessen jüngster Bruder Bill, der Westmann, den er jahrelang nicht gesehen hatte, und eine junge, schöne Lady sich von den Pferden schwangen! Jim sprang schnell hinaus, um Bill mit Macht um den Hals zu fallen; dieser ließ das über sich ergehen und sagte dann: „Gib auch Amely einen Kuß, alter Boy! Sie ist seit zwei Wochen meine Frau, das einzige Kind von Bent Harrison, dem Besitzer der Clear-River Silbermine. – Verstanden?“

Jim war zunächst sprachlos; dann rief er um so lauter: „Bent Harrison? Heavens! Das einzige Kind einer Silbermine, die im vorigen Jahre reine zweimalhunderttausend Dollars ergeben hat, deine Frau? Und du ein armer Teufel! Mylady, sister-in-law, das ist ein wunderschöner Streich von Euch und ich heiße Euch tausendmal willkommen.“

Er gab ihr einen lauten Kuß oder vielmehr Schmatz auf die blühende Wange und führte dann beide ins Innere des Blockhauses, wo sie von seiner braven Frau und den vier Kindern tüchtig „gehandschüttelt“ wurden, ehe sie sich auf die alten Holzschemel setzen durften.

Während des Nachmittags hatte man vor lauter Neuigkeiten nichts erfahren können. Jetzt war es Abend geworden; auf dem Herd lodert das Holzfeuer, auf dem Tisch stand ein mächtiger Krug mit Ingwerbier, und nun kommt Jim endlich zu der Frage, die ihm längst auf den Lippen geschwebt hatte, wie sein Bruder, der arme Scout, zu der reichen Frau gekommen ist. Bill setzte sich mit Würde zurecht, nickte seiner Amely liebevoll zu, was von ihr freundlich erwidert wurde, und antwortete: „Wir haben uns droben in den Bighornbergen gefunden, an einer Stelle, die von den Indianern Kai-p'a, das „singende Wasser“, genannt wird. Und das ging folgendermaßen zu:

Ihr wißt wohl, das der Yellowstone-Nationalpark jetzt nicht mehr nur von kühnen Jägern und Trappern durchzogen wird, er ist vielmehr in neuer Zeit eine von Reisenden häufig besuchte Gegend geworden. Man begegnet zuweilen sogar ganzen Gesellschaften von ihnen, bei denen sich auch Ladies befinden, welche die Wunder des Nationalparkes kennen lernen wollen. Diese Leute haben meist keine Ahnung von der Gefahr, in der sie zuweilen schweben.

Ich war von der Bighole-Prärie herüber nach dem Park gekommen, hatte diesen nach allen Richtungen durchwandert und war dabei auf die Spuren vieler einzelner Indianer gestoßen, die einem jetzt zu irgendeinem Zweck zerstreuten Jagdtrupp anzugehören schienen. Zuletzt kam ich an den außerordentlich fischreichen, wunderbaren Yellowstonesee, den ich ganz genau kannte. Bei meiner letzten Anwesenheit hatte ich mir, um zu fischen, ein Rindenkanoe gebaut und dieses, als ich die Gegend verließ, gut versteckt. Jetzt fand ich es unversehrt wieder und nahm es sofort in Gebrauch. Ich ruderte mich einige hundert Yards⁷ vom Ufer fort und warf dort die Angeln aus. Eben als ich das tat, stieg links von mir eine ungeheure Masse heißen Wassers auf, wohl fünf Minuten lang und zwanzig Yards hoch; dann sank die Riesenfontäne in sich zusammen, und die Stelle war glatt wie vorher. Das war der Quarter-Hour-Geiser.

Ihr müßt nämlich wissen, daß die Geiser des Nationalparks sich nicht nur am Lande befinden, sondern auch unter dem See tätig sind und in meist ganz genauen Zeitabschnitten ihre kochenden Fluten weit über die Wasserfläche emportreiben. Wer den letzteren im Kanoe befährt, muß diese gefährlichen Stellen kennen, sonst kann es leicht geschehen, daß er mit emporgeschleudert und dann als verbrühte Leiche mit in die Tiefe gerissen wird. Ich kannte den Quarter-Hour-Geiser und wußte, daß seine Stöße in Zwischenräumen von genau fünfzehn Minuten erfolgten.

Ich glaubte in der weiten Gegend allein zu sein. Denkt euch nun mein Erstaunen, als ich plötzlich ein Kanoe erblickte, welches vom jenseitigen Ufer herüberkam und auf die Geiserstelle zuhielt. Außer dem

⁷ 1 Yard = 0,9 Meter.

Ruderer saßen zwei Männer und eine Lady darin. Sie gehörten zu einer drüben lagernden Reisegesellschaft, hatten den Geiser speien sehen und kamen herbei, um den nächsten Ausbruch aus der Nähe zu betrachten, aber sie kannten den Punkt nicht genau, blieben gerade über dem unterseeischen Krater halten und waren, wenn sie dort blieben, unbedingt verloren.

Natürlich ruderte ich rasch näher, um sie zu warnen – hielt mich aber wohlweislich außerhalb des Geiserkreises – und rief ihnen Vorsicht zu. Ich bekam zur Antwort, daß ich sie nicht belästigen, sondern mich davontrollen möge. Sie waren vornehme Leute, während ich ein ziemlich verwildertes Aussehen zeigte. In drei Minuten mußte der Geiser wieder hoch kommen; es war also keine Zeit zu verlieren. Als ich meinen Zuruf wiederholte, wurde ich ausgelacht; also mußte ich, um sie zu retten, Zwang anwenden. Ich legte daher mein Gewehr auf den lautesten der Lacher an und drohte, ihn zu erschießen, wenn das Kanoe nicht gewendet werde – vergeblich. Da zielte ich sorgfältig, um ihm einen Streifschuß in den Arm zu geben, und drückte ab. Die Kugel traf; die Insassen des Bootes schrieten wütend auf, aber der Ruderer legte sich schnell in die Riemen, um aus dem Bereich meiner Büchse zu kommen. Einige Sekunden später stieg zwischen ihnen und mir die kochende Wassermasse in die Höhe, die ganze Umgebung in heißen Brodem hüllend – doch die Leute waren gerettet. Als der Ausbruch vorüber war, sah ich sie zurückrudern. Ich folgte ihnen, um sie vor ähnlichem zu warnen und mich ihnen als kundigen Führer anzubieten.

Aber wie wurde ich von der Gesellschaft, die aus über dreißig Personen bestand, empfangen! Keiner sah ein, daß ich nur durch die wirkliche Verwundung des einen ihn und die andern hatte retten können. Sie hatten einige Dragoner aus Old Fort als Schutzwächter mit, und diese Soldaten wollten kurzen Prozeß mit mir machen und mich einfach erschießen. Schon machte ich mich auf das Äußerste gefaßt, da nahm sich die Lady meiner an. Sie allein glaubte meiner Versicherung, reichte mir dankend die Hand und brachte es so weit, daß ich mich entfernen durfte.

Was soll ich sagen? Ich will nicht viele Worte machen, aber von diesem Augenblick an mußte ich fort und fort an die guten, dankbaren Augen denken, mit denen sie mich verwilderten Kerl angestrahlt hatte. Ich näherte mich am nächsten Tage dem Lagerplatz; er war verlassen. Die Fährte der Gesellschaft führte nach Südosten, ungefähr in der Richtung auf den Owl-Creek⁸ zu. Dort wußte ich die Schlangenindianer, die gerade jetzt wieder einmal das Kriegsbeil ausgegraben hatten. Es war bekannt, daß ihr Häuptling Avaht-uitsch, das „Große Messer“, geschworen hatte, nicht eher zu ruhen, als bis er hundert Skalpe der Bleichgesichter erobert und zehn weiße Frauen für seinen Wigwam gefangen habe. Sollte die Lady mit den unvergeßlichen Augen etwa auch in seine Hände fallen? Nein und abermals nein! Ich versteckte mein Kanoe wieder und brach dann auf, um der Spur zu folgen. Sie führte über den Owl-Creek hinüber, als ob die Leute beabsichtigten, Lander-City zu erreichen. Dann aber wichen sie östlich ab und zeigte nach den Bighornbergen, deren landschaftliche Schönheiten wohl wert sind, von Reisenden genossen zu werden. Zu diesen Schönheiten gehört eine enge Quellschlucht, in welcher sich eine Stelle befindet, die den Namen Kai-p'a, das „singende Wasser“, führt. Der Bach stürzt sich da von einer hohen Felsenkante herab, rauscht eine kurze Strecke zwischen mächtigen Steintrümmern hin und füllt dann einen kleinen, tiefen Kessel an, aus dem es keinen andern Ausweg gibt, als ein enges Loch von röhrenartiger Gestalt; hier hat sich das Wasser durch den Stein gefressen. Ist nun nach einem Regen oder überhaupt in der nassen Jahreszeit der Bach angeschwollen und der Kessel voll, so wird das Wasser mit großer Gewalt durch diese Röhre gedrängt und es werden durch die Reibung oder auf irgendeine andere Weise Töne erzeugt, welche dem fernen Gesang einer menschlichen Stimme gleichen. Daher der vorhin erwähnte Name.

Nach dieser Schlucht führte die Fährte, und ich mußte annehmen, daß die Gesellschaft da angehalten habe, um das „singende Wasser“ zu hören. In der Nähe angekommen, verließ ich die Spur, denn ich konnte mich nicht gut sehen lassen, weil die Leute mir nicht freundlich gesinnt waren. Indem ich mich so zwischen Felsen und Bäumen hinschlich, gewahrte ich die Fährte eines Mokassins; es befanden sich also Indianer in der Nähe. Ich folgte ihr in vorsichtiger Weise; sie war nur dem Auge eines scharfsichtigen Westmanns bemerkbar und führte gerade auf den Kessel zu. In seiner Nähe hörten auf dieser Seite die Bäume auf; ich legte mich also, um weniger leicht gesehen zu werden, auf die Erde nieder und kroch langsam weiter. Dabei hörte ich jetzt ganz deutlich die Töne des „singenden Wassers“. Das mußte mir auffallen, denn es war wochenlang sehr trockenes Wetter gewesen und der Bach konnte unmöglich so viel Wasser haben, wie zur

⁸ Eulenbach

Hervorbringung der Töne nötig war. Hier mußte irgendeine Teufelei im Spiele sein. Ich schlich zunächst wieder zurück, um mich meines Pferdes, das ich ziemlich weit zurückgelassen und angebunden hatte, zu versichern und es in größerer Nähe unterzubringen. Vielleicht war es nötig, schnell in den Sattel zu kommen. Dann kroch ich wieder vorwärts, leise, vorsichtig, dem Rande des Bergkessels zu.

Die Schlucht lag nun offen vor mir. Im Hintergrund wurde sie durch die kahle Masse des Slippery-Berges scheinbar abgeschlossen; links zog sich eine mit Tannen und Zedern arm bewachsene Höhe heran, die hart am Wasserkessel in einen kahlen, zerrissenen Steinkoloß auslief, und rechts stieg ein ebenso zerklüfteter Felsenriese anscheinend bis in die Wolken auf. An dessen Fuß stand eine Gruppe vom Wetter zerfetzter Weymouthskiefern, deren einige vom Sturme gebrochen und von der Hochflut bis hinunter zum Wasser gerissen worden waren. Weiter vorn, rechts, sah ich unter weit auseinander stehenden Bäumen, zwischen denen hindurch der Blick auf offenes, grasiges Gelände fiel, die Reisenden mit ihrer Schutzwache lagern. Sie hatten allem Anschein nach den Kessel des Kai-p'a schon besichtigt, und ihre Pferde waren in der Nähe angebunden; nur ein mit einem Damensattel versehenes lief frei herum und knusperte die Blätter von den wenigen Zweigen, die es gab; es war das der Lady mit den schönen, guten Augen.

Aber auf derselben Seite, nur noch weiter zurück, sah ich etwas, was die Weißen wegen der dazwischen liegenden Felsen nicht bemerken konnten, nämlich eine Schar von wohl über vierzig Indianern, von denen jeder bei seinem Pferde stand, bereit, augenblicklich in den Sattel zu springen und sich auf die Bleichgesichter zu werfen. Schon wollte ich mich zu den letzteren schleichen, um sie zu warnen, da wurden die Töne des „singenden Wassers“ stärker. Das waren keine Naturlaute, sondern das war eine menschliche Stimme; sie erklang unweit von mir vom Wasser herauf. Zugleich erblickte ich die Lady, die, von den Tönen herbeigelockt, den Lagerplatz verließ und nach dem Wasser kam. Dort ließ sie sich nieder, um den Punkt zu erlauschen, an welchem der Gesang entstand. Ihr Pferd war ihr nachgelaufen und blieb drüben bei den Weymouthskiefern stehen.

Ich schob mich weiter vor, bis an den hohen Rand des Wasserkessels und sah hinab. Dort lag – ein Indianer eng zusammengeduckt hinter mehreren Steinen und ahmte mit geschlossenem Munde durch die Nase den Klang des „singenden Wassers“ nach. Es war Avaht-uitsch, der Häuptling der Schlangenindianer; ich kannte ihn.

Ich begriff, daß er es zunächst auf die Lady abgesehen hatte, er wollte sie vom Lager weglocken, damit sie beim Überfalle nicht verwundet oder gar getötet werden sollte. Er wollte sie unbeschädigt nach seinem Wigwam bringen. Jetzt war sie am Wasser und ich wußte, daß er in wenigen Augenblicken das Kriegsgeheul als Zeichen zum Angriffe erschallen lassen werde. Das mußte verhütet werden. Schießen durfte ich nicht, da sonst die Indianer sich sofort aus ihrem Versteck auf die ahnungslosen Weißen geworfen hätten; darum ergriff ich einen schweren, neben mir liegenden Stein, um ihn dem gerade unter mir befindlichen Häuptling auf den Kopf zu werfen. Ich traf so gut, daß der Rote wie tot zusammenbrach.

Da ich mich dabei hatte halb aufrichten müssen, war ich von der Lady gesehen worden. Sie fuhr betroffen in die Höhe. Wie sie mir später sagte, hatte sie mich sofort erkannt. Ich glaubte sie gerettet, hatte mich aber geirrt. In ihrer Nähe lagen einige große Steine, hinter denen zwei weitere Rote verborgen gewesen waren. Diese hatten meinen Angriff auf ihren Häuptling bemerkt; sie sprangen hervor, ergriffen die Lady und zerrten sie eiligst hinauf nach den Weymouthskiefern, wo das Pferd stand. Die Überfallene ließ keinen Laut hören, sie war sprachlos vor Schreck. Auch die beiden Indianer verhielten sich still und zögerten, den Kriegsruf hören zu lassen, da sie sich noch zu nahe bei den Weißen befanden. Ich richtete mich auf, um zu schießen, mußte das aber bleiben lassen, denn die Kerls bildeten mit dem Mädchen eine so verschlungene Gruppe, daß ich die schönen, guten Augen leicht hätte für immer auslöschen können. Ich schnellte mich also zu meinem Pferd, sprang in den Sattel, trieb es in einem weiten Sprunge über den Bach und jagte auf die Weißen zu. An ihnen vorüberfliegend, deutete ich nach hinten und schrie: „Zu den Waffen, dort sind Indianer!“ Sie sprangen auf, um sich zu verteidigen, ich aber jagte weiter, um der Lady zu helfen.

Diese war bis zu ihrem Pferd geschleppt worden. Einer der Roten stieg auf; er riß sie zu sich empor und sprengte mit ihr fort, während der andere hinter Felsen und Bäumen verschwand. Ich sah den Reiter mit seiner Beute nach der vorhin erwähnten offenen Prärie galoppieren und ritt ihm nach, kaum zweihundert Schritte hinter ihm. Der Damensattel war ihm hinderlich, er mußte die Lady so halten, daß er seine Reitkunst nicht ganz entwickeln konnte. Ich kam ihm immer näher. Nach zwei Minuten hatte ich ihn bis auf hundert, nach drei Minuten bis auf siebzig Schritte eingeholt. Er sah sich um und bemerkte mich. Die Lady begann,

sich zu wehren; das störte ihn noch mehr. Er griff zum Messer und erhob die Hand wie zum Stoß, um ihr anzudeuten, daß sie sich ruhig zu verhalten habe, und zugleich mir durch diese Geste zu sagen, daß er sie lieber töten als mir überlassen werde. Vom Pferd aus durfte ich nicht schießen. Ich wartete also, bis ich mich ihm auf fünfzig Schritte genähert hatte, hielt dann an, sprang aus dem Sattel und richtete das Gewehr auf ihn. Meine Hand zitterte nicht. Um die Lady nicht zu treffen, mußte ich möglichst hoch, nach seinem Kopf, zielen. Das war ein schwerer Schuß – er krachte; der Rote machte eine Bewegung nach vorn, als ob er von hinten einen Schlag erhalten habe; die Lady entglitt seinen Armen und fiel zur Erde. Ich war gar nicht wieder aufgestiegen, sondern hinterher gerannt. Schon stand ich bei ihr und hob sie auf. Sie war unverletzt, aber vor Entsetzen so schwach, daß ich sie an mich drücken mußte. Sie hielt die Augen geschlossen, doch, alter Jim, du kannst mir glauben, sie war auch ohne den warmen Augenstrahl so reizend, daß es meinen bärtigen Mund mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihre Lippen zog. Der erste Kuß in meinem Leben, aber – by god, der letzte noch lange nicht! Doch davon nichts weiter! Ich will nur sagen, daß ich ihr Pferd einfing, sie in den Sattel hob, dann auf das meinige stieg und mit ihr zurückkehrte.

Da hörten wir Schüsse knallen und das Geheul der Wilden. Ich durfte meine Lady nicht neuen Gefahren aussetzen, suchte also schnell ein gutes Versteck für sie, ließ die Pferde bei ihr und rannte nach dem Kampfplatz. Die Dragoner hatten sich tapfer gewehrt, aber die Reisenden waren weder Kriegs- noch Westmänner, sie schossen beharrlich daneben. Doch, cheer up, meine Büchse begann ein Wort mitzusprechen, und schon nach kurzer Zeit machten sich die Roten aus dem Staube. Es hatte Opfer gekostet. Zwei Dragoner und drei Touristen waren tot und leidlich viele verwundet. Ich selbst hatte ein Kugelloch im Schenkel und einen tüchtigen Streifer über der Hüfte. Dennoch ritt ich zurück, um die Miß, um welche es große Sorge gab, zu holen. Ihr Vater war auch verletzt, er hatte einen Pfeil in die Schulter erhalten, ein ziemlich unangenehmes Ding für einen, der nicht Westmann ist.

Natürlich sah ich nun auch nach dem Häuptling. Er lag noch wie tot am Wasser und wurde heraufgezogen. Das Singen war ihm schlecht bekommen. Später kam er zu sich und wurde gut gefesselt, um als Geisel bei uns zu bleiben und dann von den Dragonern mit nach Old Fort genommen zu werden. Ich wurde jetzt aus anderen Augen betrachtet. Man nannte mich den Retter nicht nur der Lady, sondern der ganzen Gesellschaft, wogegen ich mich auch gar nicht sträubte. Tausendmal lieber aber waren mir die Blicke, mit denen die Augen der Miß immer und immer wieder auf mir ruhten. Und ich – nun ich hätte mir ihr schönes, liebes Gesicht bis in alle Ewigkeit hinein betrachten können; aber dazu gab es keine Zeit. Die Toten mußten begraben, die Verwundeten verbunden werden. Diese waren der Pflege sehr bedürftig, aber wir durften der Rachsucht der Indianer wegen nicht am Kai-p'a bleiben. Wir machten uns also, so gut es ging, nach Fort Aspen, der nächsten bewohnten Stelle, wo wir gute ärztliche Behandlung fanden. Bent Harrison tat es nicht anders, ich mußte in einem Zimmer mit ihm liegen und mich ebenso wie er von Amely pflegen lassen. Sie hat alles Mögliche getan, aber ich kalkulierte, daß ich doch mehr aus Liebe so schnell wieder auf die Beine gekommen bin. Ich war überglücklich, als ich von ihr erfuhr, daß sie mir den Kuß da draußen am „singenden Wasser“ nicht verübelt habe, und als das ihr Vater erfuhr, war er der Meinung, daß sie mir das auch fernerhin beweisen müsse – all by all, sie hat mir gesagt, daß sie lieber ihre schönen, guten Augen für immer auf mir ruhen lassen, als die Squaw des „Großen Messers“ werden wolle, und hat den armen Scout zu einem Mann gemacht, der fast gar nicht weiß, wohin und wo hinaus mit seinem Glück. Oder nicht, Amely?“

Bill war mit seiner Erzählung zu Ende und blickte bei seiner Frage strahlenden Auges zu seiner „Lady“ hinüber. Diese erhob sich, kam zu ihm herüber, legte ihre Wange an die seinige und antwortete:

„My darling, ich muß dir ja gehören, weil ich ohne dich verloren gewesen und sicherlich gestorben wäre.“

„Beim Himmel,“ ruft da Jim gerührt, „Du brauchst gar keine Silbermine, um glücklich zu sein!“

„Nein, wirklich nicht, mein alter Jim. Die Mine ist ganz überflüssig, sie macht uns schwere Sorgen, denn es fehlen uns die Hände, täglich so einen Haufen Dollars abzuzählen. Darum sind wir gekommen, um Euch abzuholen. Wollt ihr uns helfen?“

Da sprang Jim auf, schleuderte mit dem Fuß seinen Schemel fort und jauchzte:

„Sofort, sofort! Frau, Kinder, die Not hat ein Ende. Laß dich umarmen, alter Bill! In Zukunft werden wir jährlich einmal nach den Bighornbergen wandern, um deinem „singenden Wasser“ unsern Dank zu bringen.“

Trost.

Horch, klopfte es nicht an die Pforte?
Wer naht, von Himmelsduft umrauscht?
Woher des Trostes süße Worte,
Auf die mein Herz voll Andacht lauscht?
Wer neigt, wenn alle Sterne sanken,
Mit mildem Licht und stiller Huld
Sich zu dem Staub- und Erdenkranken?
Es ist der Engel der Geduld.

„O laß den Gram nicht mächtig werden,
Du tiefbetrübtes Menschenkind!
Denk', daß die Leiden dieser Erden
Des Himmels beste Gaben sind,
Und daß, wenn Sorgen dich umwogen
Und dich umhüllt des Zweifels Nacht,
Dort an dem glanzumfloss'nen Bogen
Ein treues Vaterauge wacht!“

„O laß dir nicht zu Herzen steigen
Die langverhalt'ne Tränenflut!
Denk', daß grad in den schmerzreichen
Geschicken tiefe Weisheit ruht,
Und daß, wenn sonst dir nichts verbliebe,
Die Hoffnung doch dir immer lacht,
Da über dich in ew'ger Liebe
Ein treues Vaterauge wacht!“

„O wolle dich nie einsam fühlen!
Obgleich kein Aug' sie wandeln sah,
Die sorgenheiße Stirn zu kühlen
Sind Himmelsboten immer da.
Wer gern dem eig'nen Herzen glaubte,
Der kennt des Pulses heil'ge Macht.
Drum wisse, daß auch deinem Haupte
Ein treues Vaterauge wacht!“

„Drum füge dich in Gottes Walten
Und trag dein Leid getrost und still.
Es muß im Dunkel sich gestalten,
Was er zum Lichte führen will.
Dann bringt der Glaube reichen Segen,
Ob ihn der Zweifler auch verlacht,
Daß über allen deinen Wegen
Ein treues Vaterauge wacht!“

(1876) Karl May.
Aus „Schacht und Hütte“.

Pandur und Grenadier.

Erzählung aus der Zeit des „alten Dessauers“.

Von Karl May.

1. Der Erlenmüller.

Es blüht die Blume im Gefild
Und in des Haines tiefer Ruh.
Es treibt in ihr, es glüht und schwillt:
Es strebt ihr Haupt dem Himmel zu.
Sie sendet Grüße dir empor,
Maria, Himmelskönigin,
Und leise klingt es mir ins Ohr,
Daß ich auch deine Blume bin.

Es tönt im dunklen Waldeshag
Und an des Baches grünem Rand
Der Vögel heller Frühlingsschlag
Allüberall durchs weite Land.
Sie senden Grüße dir empor,
Maria, Himmelskönigin,
Und leise klingt es mir ins Ohr,
Daß ich auch so ein Vöglein bin.

Es ziehen Pilger zum Gebet
Den schattenreichen Weg entlang
Und dort, wo die Kapelle steht,
Ertönt des Glöckleins frommer Klang.
Sie senden Grüße dir empor,
Maria, Himmelskönigin,
Und leise klingt es mir ins Ohr,
Daß ich auch so ein Pilger bin!

So klangen die Worte des bekannten, einfach schönen Wallfahrtsgesanges zweistimmig aus dem Nachbargarten herüber, wo sich heute am Sonntag die jungen, hübschen Mädchen von Studenetz bei Schneeglöckchen und Märzviolen zusammengefunden hatten. Sie alle, im Frühling ihres Lebens stehend, glichen selbst jenen Blumen, die zu verkündigen haben, daß die große Erdenfreundin Sonne ihre Herrschaft nun wieder antreten werde, um die Starrheit des Winters zu lösen und den schlafenden Fluren ein neues Blumengewand anzulegen.

Am Gartenzaun der Erlenmühle stand einer, der diesem Gesange mit sichtbarer, inniger Rührung lauschte. Sein Anzug war sehr bescheiden zu nennen, und der Spieß, den er in seiner Hand hielt, ließ in ihm den Biric, den Wächter oder Büttel des Dorfes erkennen. Er hatte einen hölzernen Stelzfuß, und über die Stirn lief ihm die Narbe eines Säbelhiebes und verlieh seinen guten, ehrlichen Zügen einen sehr streitbaren Ausdruck. Als die Mädchen ihr Lied beendet hatten, fuhr er sich mit der Hand nach dem Auge und murmelte: „Hm, ich glaube gar, das hat mein altes Herz ergriffen! Ja, dasselbe Lied sang meine Emilka, als wir uns zum ersten Male sahen, wo sie mir dann gleich so resolut sagte, daß ich sie heiraten solle. Ich hätte das nicht gewagt! Sie muß mir doch sofort außerordentlich gut gewesen sein! Aber der Müller klatscht mir; er hat mich bemerkt, und da muß ich hinein!“

In der Erlenmühle standen die Fenster der Wohnstube offen, und der Müller saß in einem Lehnstuhl, dessen Beine mit kleinen Rädern versehen waren. Er war eine ungeschlachte, roh zugehackte Gestalt,

deren Gesichtszüge von ungeübter Hand aus Holz geschnitzt zu sein schienen. Eine Lähmung hatte in Folge einer Erkältung seine Beine ergriffen, so daß er nur mit Mühe zu gehen vermochte; so war er gezwungen, sich eines Rollstuhls zu bedienen. In der Rechten hielt er eine Peitsche. Sie war der Schrecken aller der Leute, die in untergeordneter Weise mit ihm zu verkehren hatten.

Er war reich, dieser Erlenmüller, nach den Verhältnissen seiner Umgebung sogar sehr reich, und er verachtete alle, die mit dem kargen Leben um ihres Leibes Nahrung und Notdurft zu ringen hatten. Diese Geringschätzung traf aus erster Hand natürlich diejenigen, die persönlich mit ihm in Verkehr oder sogar in seinem Dienste standen. Der Zustand seiner Beine verhinderte ihn, sie in der gewöhnlichen Weise zu beaufsichtigen, aber seine scharfen Sinne, seine Augen und Ohren waren stets bei ihnen, und es gelang selten seinem seiner Untergebenen, ihn zu täuschen. Er herrschte unbeschränkt, und sein Zepter war – die Peitsche. Wer sich diese nicht gefallen lassen wollte, konnte gehen; es kamen um des hohen Lohnes willen, den er zahlte, genug andere, sie sich mit süß-saurer Miene diesem Zepter unterwarfen.

Er hatte jetzt ganz einsam und allein in der Stube gesessen und den Gesang vernommen, dessen Töne durch die geöffneten Fenster zu ihm hereingedrungen waren; er hatte auch den Büttel am Zaun stehen sehen und gab diesem nun durch ein Peitschenknallen das Zeichen, daß er mit ihm sprechen wolle. Der Büttel kannte dieses Zeichen; er hatte mit dem Müller, der Ortsrichter war, in amtlichen Angelegenheiten öfters zu verkehren und war daher gezwungen, sich in die Eigentümlichkeiten seines Vorgesetzten zu schicken.

Als er eintrat und grüßte, deutete der Müller mit der Spitze seines Peitschenstieles auf einen ihm nahen Punkt der Diele und gebot:

„Stell dich hierher, Matthias! Hast du die Mädchen singen hören?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Wer sang den schönen Baß dazu?“

Der Richter hatte weder Harmonielehre noch Kontrapunkt studiert; er verwechselte ganz ohne Verletzung seines unmusikalischen Gewissens den Alt mit dem Baß.

„Agnes Engelmann ist es gewesen,“ berichtete der Büttel.

„Sie war mit dabei?“ brauste der Müller auf, indem er mit der Peitsche klatschte, als wolle er einem störrischen Zugtiere einen Hieb erteilen. „Das soll sie doch nicht! Ich habe ihr verboten, dergleichen Kindereien mitzumachen. Sind etwa junge Burschen mit drüben?“

„Kein einziger! Ihr wißt ja, Richter, daß sie sich bei einer solchen Zusammenkunft niemals beteiligt. Sie ist das schönste und bravste Mädchen im Dorfe, und wenn sie auch arm ist, so braucht sie doch keinem Burschen nachzulaufen.“

„Nein, das braucht sie nicht, und das darf sie auch nicht! Ich bin ihr Pate und will doch sehen, ob ich ihr nicht gerade so zu befehlen habe wie ihr Vater, der ihr so vieles zuläßt, was sich für ein ordentliches Mädchen weder schickt noch paßt.“

Der Wächter räusperte sich und meinte in bescheidener Entgegnung:

„Ich wüßte nicht, was sie für eine Unschicklichkeit begangen – – –“

„Schweig!“ unterbrach ihn der Müller, indem er ihm die Peitsche zornig um die Beine knallte. Der Büttel schien an diese Art von Liebkosung gewöhnt zu sein, und fing den Hieb gewandt mit seinem hölzernen Stelzfuß auf.

„Ist es für sie etwa schicklich, zu Tanze zu gehen und mit dem Jungvolk wie unsinnig herumzuspringen?“

„Ist es denn eine gar so große Sünde, einmal einen – – –“

„Schweig!“ gebot der Richter abermals, indem er ihm einen zweiten Hieb versetzte. „Sie weiß, daß sie nicht dorthin gehört, denn es gibt gesetzte Männer, an die sie sich zu halten hat, und die eine solche Kinderei nicht vertragen können.“

„Darf ich wohl fragen, wer diese gesetzten Männer sind?“ erkundigte sich Schulazek im unterwürfigsten Tone, jedoch mit einer Miene, in welcher eine kleine Ironie nicht ganz zu verkennen war.

„Schweig!“ befahl der Erlenmüller zum dritten Mal, und jetzt traf seine Peitsche den Frager an einer empfindlichen Stelle. „Packe dich hinaus, und schicke sie mir einmal her! Ich habe mit ihr zu reden.“

Der Büttel gehorchte, drehte sich aber unter der Tür, wo ihn die Peitsche nicht mehr erreichen konnte, um und fragte:

„Wenn sie nun wissen will, was Ihr mit ihr zu reden habt; was soll ich ihr da sagen?“

„Kerl, willst du gehen oder nicht!“ brauste der Gefragte auf, und da die Peitsche zu einem seinem Zorne angemessenen Hiebe zu kurz war, so warf er sie ihm nach. Sie traf nur die Tür, die der Wächter schnell hinter sich zugezogen hatte.

Dieser humpelte zur Mühle hinaus und wandte sich nach dem Zaun des Nachbargartens. Dort saßen die plaudernden Mädchen in der Fliederlaube, die sich bereits mit dem Grün des Frühlings geschmückt hatte. Auf seinen Ruf kam eins von ihnen herbei; er grüßte freundlich und reichte die Hand hinüber.

„Grüß Gott, Agnes! So ist's recht; wenn man des Werktags brav geschafft hat, so darf man des Sonntags lustig sein. Was macht der Vater?“

„Der hat noch keinen Sonntag. Er arbeitet.“

„Er arbeitet? Wem pressiert's denn so?“

„Dem Erlenmüller. Er will noch heute die neue Jacke haben, die ihm der Vater zu machen hat.“

„Ich konnte mir denken, daß dieser es ist. Ein anderer würde deinen Vater nicht zwingen, am heiligen Sonntag zu arbeiten. Ich war jetzt drüben bei ihm. Er hat euern Gesang gehört und schickt mich zu dir, daß du sogleich einmal zu ihm kommen sollst.“

„Was soll ich denn bei ihm?“

„Ich weiß es nicht. Er war zornig darüber, daß du gesungen hast.“

Über das Angesicht des Mädchens zog ein tiefer Schatten, und sie bemerkte im unmutigen Tone:

„Ja, wenn es nach dem Herrn Paten ginge, so würde ich bei ihm eingeschlossen und er hielte noch obendrein die Wache vor der Tür. Ich werde einmal sehen, was er mir zu sagen hat.“

„Viel Kluges ist es nicht, Agnes; das kann ich mir leicht denken,“ meinte der Veteran. „Schau, die alte selige Muhme von deiner Mutter ist die Großmutter von meines Schwagers Base gewesen, und darum gehörst du in meine Verwandtschaft, und ich meine es gut und aufrichtig mit dir. Der Erlenmüller möchte gern eine junge Frau, die ihn pflegen soll, und wen er damit meint, das wirst du wissen. Die Müllerin wird eine reiche Frau sein, glücklich aber nicht. Das sage ich, und das sagt auch meine Emilka, und was diese sagt, das hat guten Grund und Nachdruck. Und daher meine ich, daß es besser ist, arm zu bleiben, als elend und unglücklich zu werden. Merke dir das!“

„Du hast Recht, Vetter Schulazek! Aber weißt du nicht, daß mein Vater dem Richter über zweihundert Gulden schuldig ist?“

„Ich weiß es. Willst du dich verschachern lassen?“

„Wie kannst du so fragen, da du den Vater kennst! Der Müller ist mein Pate und meines Vaters Gläubiger, aber das wird weder mich noch den Vater zwingen, etwas zu tun, was wir später bereuen könnten.“

Sie reichte ihm die Hand und ging. Er sah ihn nach, als sie den Garten verließ und nach der Mühle schritt.

„Hm,“ meinte er für sich, „an der wird sich der Richter verrechnen. Die ist gerade so resolut wie meine Emilka. Schade wär's aber auch um sie, ja, jammerschade! Die sollte eigentlich einen Mann bekommen, einen – ei – nen – hm, so einen Unteroffizier, einen Feldwebel; eigentlich brauchte sich sogar ein Hauptmann nicht mit ihr zu schämen. Ein Blitzmädel! Das liegt so im Blute und in der Verwandtschaft; unsere Freundschaft hat lauter tüchtige Männer und lauter kuragierte Weiber aufzuweisen.“

Wer das hoch und kräftig gewachsene Mädchen so leicht und doch so sicher dahinschreiten sah, der konnte allerdings vermuten, daß sie das notwendige Maß von Selbstbewußtsein besitze. Ihre jugendlich frischen Schönheit bedurfte keiner künstlichen Mittel, um zur Geltung zu kommen, und wenn ihr Inneres mit diesem Äußeren übereinstimmte, so war der Mann, der sie sich zu erringen verstand, gar wohl glücklich zu nennen.

Sie trat beim Müller ein und grüßte.

„Gib mir einmal die Peitsche her!“ befahl er ihr, anstatt den freundlichen Gruß zu erwidern. „Schade, daß ich den Wächter nicht getroffen habe; er hatte sie verdient!“

Sie hob die Peitsche gehorsam auf und lehnte sie in die Ecke.

„Her damit!“ gebot er. „Was soll sie dort!“

„Und was soll sie in Eurer Hand, Pate?“ fragte sie ruhig. „Oder habt Ihr etwa vor, hier in der Stube Gänse zu hüten?“

„Schweig!“ rief er ihr zu. „Du weißt, daß ich sie brauche. Dieses Gesindevolk ist nur mit der Karbatsche zu bemeistern!“

„Jetzt ist keiner von den Leuten da, und für mich braucht Ihr hoffentlich die Peitsche nicht! Ihr habt mich rufen lassen, Pate. Was soll ich hier bei Euch?“

„Was du sollst?“ frug er mit künstlichem Erstaunen. „Das fragst du noch! Ja, der Pate muß hier in Schmerz und Jammertal sitzen, während da draußen der Bruder Lustig herrscht. Da wird gesungen und jubiliert, als ob es in der ganzen Welt keinen Kranken gäbe, und wer eine Pflicht hat, der muß erst durch den Wächter an sie erinnert werden!“

Agnes nahm auf einem Stuhle Platz und antwortete ruhig:

„Mit dieser Strafrede werde wohl ich gemeint sein; aber wenn der Herr Pate einmal nachdenken will, so wird er finden, daß er Unrecht hat. Einen Bruder Lustig habe ich da draußen nicht gesehen; wir haben ein frommes Wallfahrtslied gesungen, und das ist keine Sünde. Und meine Pflicht kenne ich so genau, daß niemand notwendig hat, mir ihretwegen den Wächter zu senden. Ich muß für die Eltern sorgen und habe wohl auch den Herrn Paten zu ehren, aber seine Dienstmagd bin ich nicht. Ich war heute bereits schon einmal da; was gibt es jetzt so Notwendiges zu tun?“

„Nichts gibt's zu tun; aber hier bei mir sitzen sollst du und nicht da draußen bei den Schreihälsen, die sich doch nur ihre Burschen herbeisingen wollen!“ erklärte der Müller.

„Davon ist keine Rede gewesen,“ antwortete Agnes. „Aber wenn Ihr Euch zu einsam fühlt, so bleibe ich gern ein Stündchen da; nachher muß ich wieder bei der Mutter sein.“

Sie erhob sich von ihrem Sitze und trat an ein kleines Wandschränkchen, das sie öffnete.

„Was suchst du dort?“ fragte der Müller hastig.

„Das Legendenbuch; ich will Euch etwas vorlesen.“

„Das laß nur bleiben! Du fürchtest dich wohl gar vor mir, da du dich hinter die Legende verbarrikadieren willst?“

„Ich fürchte mich vor keinem, auch vor Euch nicht, obgleich Ihr es versteht, die Leute scheu zu machen. Und die Legende, die Ihr nicht haben wollt, die lese ich Euch dennoch vor. Ihr seid nicht in der Kirche gewesen, und da ist es gerade recht, daß Ihr etwas Frommes zu hören bekommt!“

Das entschlossene Mädchen setzte sich wieder nieder und schlug das Buch auf, der Müller aber wehrte mit beiden Händen ab.

„Ich mag aber diese Geschichten nicht hören! Wenn du anfängst, so rufe ich den Knecht; der muß dich hinauswerfen!“

„So kann ich ja lieber gleich vorher gehen!“ erwiderte Agnes.

Sie schlug das Buch zu und stand auf, um sich zu entfernen.

„Bleib!“ gebot er. „Ich habe dich rufen lassen nicht der Legende wegen, sondern um mit dir zu reden. Weißt du, daß heute abend Tanz gehalten wird?“

„Ja.“

„Wirst du gehen?“

„Ja.“

„Also wirklich! Gehen willst du!“ rief er. „Ich sage dir aber, daß du nicht gehen wirst. Ich verbiete es dir!“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und antwortete:

„Da hat sich der Herr Pate doch gar sehr verändert. Er ist früher der flotteste Tänzer gewesen und hat sogar drei Wochen nach dem Tode der Frau Patin bereits wieder getanzt. Warum ist denn nun jetzt so plötzlich das Tanzen ein so schlimmes Ding geworden? Es ist bereits über ein Jahr vergangen, seit ich von meinem Dienste in Halberstadt wieder daheim bin, und ich dieser Zeit habe ich nur zweimal den Tanzboden betreten. Auch heute wollte ich nicht gehen, aber die Eltern sagten, daß ich mir auch eine Freude machen und mich nicht immer vor den Leuten verstecken solle wie eine, die kein gutes Gewissen hat. Da sieht der Herr Pate wohl ein, daß ich es dem Vater nicht abschlagen kann, wenn er mich mitnehmen will.“

„Ah, dein Vater will gehen?“

„Ja, mir zu Liebe, denn ohne ihn tue ich es nicht.“

„Also, um in das Wirtshaus zu gehen, hat er Geld? Er mag zuvor kommen und mich bezahlen, der Lump! Er darf – –“

„Hört, Pate“, unterbrach ihn das Mädchen schnell, „wenn Ihr den Vater schimpft, so habt Ihr es mit mir zu tun! Meine Eltern sind wenigstens ebenso brav, wie der reiche Erlenmüller, und ich leide es nimmermehr, daß Ihr ein solches Wort gegen sie gebraucht!“

„So!“ dehnte der Müller. „Was willst du denn dagegen tun?“

„Wenn es ein anderer wäre, so würde ich ihn heimzuschicken wissen, obgleich ich kein Raufbold, sondern ein Mädchen bin; da es aber der Herr Pate ist, so kann ich nichts tun, als gehen.“

„Bleib!“ gebot er ihr. „Wenn du die Widerspenstige spielst, so sollst du sehen, was ich tue! Oder denkst du etwa, daß ich nicht die Macht habe, dich gehorsam zu machen?“

Jetzt nahm ihr Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck an; sie trat nahe an ihn heran, legte ihm die Hand schwer auf den Arm und sagte:

„Ich weiß es, welche Macht Ihr meint: es ist keine gute. Schämt Euch, Pate, auf eine solche Weise den Tyrannen zu spielen. Mein Vater hat ein Weniges zurückgelegt, und ich habe meinen sauer verdienten Lohn dazu getan; auf diese Weise sind hundertfünfzig Gulden zusammengekommen. Der Vater hat sie Euch geben wollen; Ihr aber habt sie nicht angenommen, sondern die ganze Summe verlangt. Das ist nicht der richtige Weg, sich Liebe und Achtung zu erwerben. Ich müßte blind sein, wenn ich nicht bemerken wollte, welchen Zweck Ihr verfolgt; auf diese Weise aber kommt Ihr nicht zum Ziele; das sage ich Euch!“

„Nicht?“ höhnte er. „Und wenn ich nun deinen Vater einsperren lasse? Ich habe den Wechselbrief in der Hand.“

„Ja, das ist auch so eine rechte Bosheit von Euch gewesen. Der Vater hat geglaubt, er unterschreibe einen gewöhnlichen Schuldschein, und anstatt dessen ist es ein Wechsel gewesen; er hat das nicht gekannt, und nun er die Summe nicht bezahlen kann, soll er in Arrest kommen. Ihr seid der Pate, und darum will ich nicht sagen, was ich denke, aber der liebe Gott wird schon noch in Euer Gewissen greifen, und dann – –“

„Schweig!“ donnerte er. „Mein Gewissen ist mein, und darein soll mir niemand greifen. Dein Vater wird heute kommen, um mir die Jacke zu bringen, und da werde ich einmal im Ernste mit ihm reden. Wenn du heute abend den Tanz besuchst, so ist es aus mit euch; das merke dir!“

Noch ehe das Mädchen antworten konnte, entstand draußen ein Geräusch von Waffen; die Stubentür wurde aufgerissen, und es traten drei Männer herein, die in die überall gefürchtete rote Panduren-Uniform gekleidet waren.

„Wohnt hier Stephan Noak, der Richter von Studenetz?“ fragte einer von ihnen, welcher die Abzeichen eines Unteroffiziers trug. Er hatte es gar nicht nötig gefunden, vor seiner Frage einen Gruß auszusprechen.

„Der bin ich“, antwortete der Müller.

„So! Könnt Ihr nicht aufstehen, wenn man mit euch spricht!“

Der sonst so gewalttätige Müller schien diesen Leuten gegenüber seinen ganzen Mut verloren zu haben. Er versuchte, sich auf die Füße zu stellen, sank aber unter einem schmerzhaften Stöhnen sofort wieder nieder.

„Ich kann ja nicht“, antwortete er. „Ich habe das Kalte in den Beinen!“

„So seht Euch vor, daß wir es Euch nicht warm machen! Verstanden?“ bemerkte der Unteroffizier in barschem Tone. „Wer ist der vornehmste Mann in diesem Dorfe?“

„Ich!“ lautete die einigermassen selbstbewußte Antwort.

„So werden wir zu Euch den Herrn Oberst legen müssen?“

„Welchen Oberst?“

„Kennt Ihr unsere Uniform denn nicht? Ich meine den Panduren-Oberst Freiherrn von der Trenck.“

„Die Augen des Müllers wurden größer, und auch sein Mund öffnete sich vor Schreck.“

„Den Trenck!“ rief er. „Gott sei uns gnädig!“

„Ja“, lachte der Unteroffizier, „Gott mag Euch gnädig sein, wenn Ihr Euch nur das Geringste zu Schulden kommen laßt. Ihr habt doch wohl schon von dem Trenck gehört? Der fackelt nicht!“

„Ich denke, der ist in Bayern“, wagte der Richter zu bemerken.

„Da ist er gewesen. Nun aber hat er einen kleinen Spaziergang nach Böhmen gemacht, um auch Euch einmal eine Freude zu bereiten. Heute gilt's nur einer Rekognition, die der Oberst in eigener Person zu unternehmen geruht. Er kommt mit nur zwei Leutnants und der nötigen Dienerschaft; morgen geht es wieder fort. Aber das ist Geheimnis. Wenn es verraten wird, so kostet's Euch den Kopf. Ich hoffe, daß Ihr gut kaiserlich seid und nicht etwa mit den Preußen konspiriert! Wer ist denn das Jüngferchen hier?“

„Sie ist mein Patenkind.“

„Von hier?“

„Ja.“

„Was ist ihr Vater?“

„Er ist Schneider.“

„Pfui Teufel, wie könnte ich nur ein Schneider werden! Aber eine hübsche Tochter hat er, und ich werde mich zu ihm einquartieren.“

Dies paßte dem Richter nicht in das Spiel; er bemerkte daher:

„Die Eltern sind blutarme Leute, Herr Unteroffizier; es gibt ja reiche Bauern genug, bei denen Ihr viel besser aufgehoben seid!“

„Das geht Euch nichts an! Verstanden? Ich werde mir jetzt das Dorf betrachten, und dann soll es sich finden, wo die Herren Leutnants und die übrigen wohnen. Aber das sage ich Euch, Richter, laßt es an nichts fehlen; der Trenck macht keinen Spaß!“

Er warf sein Zeug ab und entfernte sich mit den beiden. Jetzt schlug der Müller die Hände zusammen und jammerte:

„Ist's möglich? Der Trenck! Der ist ja schlimmer als der wahre Teufel! Und ich kann nicht auf; ich kann nicht laufen! Mein Haus, mein Vieh, mein Geld! Agnes, spring rasch und hole den Wächter; ruf meine Leute zusammen und komm dann wieder. Du darfst heute nicht fort; ich kann dich ganz unmöglich entbehren!“

Das Mädchen knüpfte ihr Vortuch fester und antwortete:

„Den Wächter sollt Ihr haben und das Gesinde auch; was aber mich betrifft, so kann ich nicht wiederkommen. Ihr habt ja gehört, daß sich der Unteroffizier zu uns gemeldet hat, und da kann die kranke Mutter ohne mich nicht verkommen. Ich werde schnell laufen!“

„Schweig!“ gebot er ihr. „Wenn ich dir befehle –“

Sie hörte seine weiteren Worte nicht mehr; sie eilte hinaus, um den ersten Teil seines Auftrages zu erfüllen. Als dies erledigt war, schritt sie ihrer Wohnung zu, die am äußersten Ende des Dorfes lag. In einiger Entfernung vor sich erblickte sie einen Mann; in langsamen Schritten spazierte er durch das Dorf. Es mußte ein fremder sein, obgleich er die Tracht der dortigen Gegend trug. Seine Gestalt war beinahe riesig zu nennen, fiel aber gar nicht unangenehm in die Augen, da der Gliederbau ein ganz harmonischer war. In der Rechten schwang er wie spielend einen Knotenstock, dessen Gewicht einem anderen ganz sicher mehr zu schaffen gemacht hätte, und wer ihn so langsam, sicher und gewichtig dahinschreiten sah, der konnte sich leicht sagen, daß dieser Enaksohn eine wahre Bärenkraft besitzen müsse.

Da Agnes eilte, so kam sie ihm immer näher. Im Vorübergehen wollte sie ihn grüßen, und auch er wandte sich zu ihr, da er ihre nahenden Schritte vernommen hatte. Beider Blicke fielen aufeinander, und beide blieben sogleich in höchster Überraschung stehen.

„Agnes!“ rief er.

„Willhelm!“ rief sie, und zwar unter einem freudigen Leuchten ihrer großen, schönen Augen. „Herr Gott, wie kommst du nach Studenetz?“

„Weil ich Sehnsucht nach dir hatte, meine Agnes“, antwortete er mit einem Lächeln des Glückes in seinem treuen aufrichtigen Angesicht. „Ich habe mir Urlaub genommen und – – –“

„Urlaub?“ unterbrach sie ihn. „In Jesu Namen, ich habe gehört, die Preußen sind in Böhmen eingedrungen. Bist du etwa mit dabei?“

„Freilich,“ antwortete er.

„Wo steht ihr denn bereits?“

„Hm! Das darf ich dir leider nicht sagen. Es ist Krieg!“

„O, welche Angst ich da bekomme! Wenn man dich hier sieht, so bist du verloren!“

„Wohl nicht sogleich“, meinte er mit einem lächelnden Blick an seiner Herkulesgestalt hernieder. „Man kennt mich hier ja nicht, und ich hoffe auch, daß keine Feinde in Studenetz stehen.“

„Sie sind noch nicht da, aber sie kommen“, bemerkte sie voller Angst.

„Wer denn? Reiter? Infanterie?“

„Die Panduren – – –“

„Ah!“ machte er erstaunt. „Stehen diese Kerls bereits hier oben? Aber komm schnell! Man hat uns noch nicht bemerkt, und unter solchen Umständen ist es besser, wenn unser Gespräch unbeobachtet bleibt.“

Sie hatten sich allerdings zufälligerweise an einem menschenleeren Teile der Dorfstraße getroffen. Er nahm sie bei der Hand und schlüpfte mit ihr in einen schmalen Heckenweg hinein, welcher zwischen zwei Gärten hinaus auf die Felder führte. Da draußen fanden sie hinter einem dichten Hollundergebüsch einen

Platz, wo sie wahrscheinlich unbemerkt blieben. Erst dort war ein herzlicheres Willkommen möglich, und dann meinte der Fremde:

„Agnes, ich habe mir unser Wiedersehen ganz anders gedacht, aber da du von Panduren redest, so habe ich zunächst auf meine Sicherheit zu sehen. Wann werden sie kommen?“

„Heute, sehr bald.“

„Wie viele?“

„Der Trenck, zwei Leutnants und die Bedienung.“

„Der Trenck!“ rief der Fremde fast zu laut für ihre gegenwärtige Situation. „Der Trenck! Der wilde Trenck selbst? Ah, und mit so wenig Gefolge? Entweder ist das eine einfache Rekognition, oder es steckt irgend eine Teufelei dahinter! Wo wird er wohnen?“

„Bei meinem Paten, dem Richter. Er ist bis morgen da.“

„Beim Richter, von dem du mir so wunderschöne Sachen geschrieben hast? Den muß ich mir einmal ansehen!“

„Um Gotteswillen, tu das nicht!“ bat das Mädchen. „Du weißt gar nicht, wie gefährlich das für dich ist.“

Sie gab ihm nun ein deutliches Bild von dem Charakter und dem Verhalten des Richters, und merkte dabei nicht, daß sie durch die Beantwortung seiner dabei eingestreuten Fragen gewissen Zwecken diene, von denen sie gar keine Ahnung hatte. Sie schloß endlich:

„Du weißt, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe, aber da du hier so große Gefahr läufst, so bitte ich dich, ja nicht länger hier zu bleiben. Ich würde vor Angst sterben, wenn die Panduren dich in ihre Hand bekämen. Du würdest ganz sicher als Spion aufgeknüpft!“

Er zog lächelnd seine Uhr und schien in Gedanken nachzurechnen.

„Ich will dir den Willen tun“, sagte er dann, „aber nur in dem Fall, daß du mir auch einen Gefallen tust.“

„Welchen?“

„Du gehst heute abend unbedingt zu Tanze!“

„Aber der Pandur, der bei uns wohnt, wird dann auch mitgehen!“

„Was schadet das? Willst du?“

„Ja.“

„Im letzten Haus wohnst du?“

„Im letzten dort.“

„Und wo ist die Mühle?“

„Da rechts hinter den vier hohen Erlen; daher heißt sie ja auch die Erlenmühle.“

„Also du gehst zu Tanze, tanzest aber mit keinem Menschen! Verstehst du wohl! Ich habe meinen Grund dabei. Und wenn ich ja nicht bald wiederkommen sollte und der Müller macht euch Sorge, so nimm hier das und bezahle den Menschen. Ich habe es von meinem Gehalt gespart; du kannst es mit gutem Gewissen annehmen.“

Sie wollte ein Wort der Erwiderung sagen; er jedoch schloß ihr den Mund mit einem Kusse und sprang davon. Sich später undrehend, winkte er ihr noch einmal mit dem Taschentuch zu; dann verschwand er hinter den Weiden, die den Bach umsäumten. Dort blieb er halten und zog die Uhr abermals.

„Hm! Ich habe sechs Stunden zu laufen“, überlegte er. „Es ist nur dann zu ermöglichen, wenn ich ein Pferd bekommen kann.“

Er eilte im Rücken des Dorfes weiter und kam so auch an dem Garten der Mühle vorüber, in dem zwei braune, stämmige Ackerpferde weideten. Er warf einen forschenden Blick umher, um sich zu überzeugen, daß er unbeobachtet sei; dann öffnete er das Pförtchen, das aus dem Garten ins Freie führte, bestieg eines der Pferde und war damit bereits nach einigen Minuten jenseits des eng gezogenen Horizontes verschwunden. Das Gesinde des Müllers hatte keine Zeit, an die Pferde zu denken; sie waren damit beschäftigt, das wertvollere Eigentum ihres Herrn der Habsucht der Panduren zu entziehen. — — —

2. Der Pandur.

Es war für das liebe schöne Österreich eine gar schlimme Zeit. Mit Kaiser Karl VI. war der habsburgische Mannesstamm erloschen, und als seine Tochter Maria Theresia den Thron bestieg, sah sie trotz der pragmatischen Sanktion die Schwerter von Preußen, Spaniern, Neapolitanern, Franzosen, Bayern und Sachsen gegen sich gerichtet. Die heldenmütige Herrscherin verzagte nicht; sie wendete sich an ihre

Ungarn, die ihr mit dem begeisterten „*Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!*“ antworteten. Ihr Heer war in Bayern unter dem wackeren Khevenhüller glücklich; aber in Böhmen stand der tatendurstige Preußenkönig, um das der Kaiserin abgenommene Schlesien zu behaupten. Gegen ihn zog unter Karl von Lothringen der Feldmarschall Königsegg heran; ein Zusammenstoß war unvermeidlich.

In der böhmischen Bezirksstadt Humpoletz ging es um die Mitte des Monats Mai im Jahre 1742 sehr lebhaft, ja fast mehr als lebhaft zu. Wem es vergönnt gewesen wäre, aus einem Luftballon auf die Stadt herabzublicken, der hätte diese sehr leicht für ein Nest voll roter Ameisen halten können, deren Regsamkeit sich ganz besonders gegen den Ringplatz zu konzentrieren schien. Diese Ameisen waren rot gekleidete Panduren, die Angehörigen jener berühmten Truppe, von der damals Tausende beteten „Herr Gott, behüte uns vor Teuerung und Hagelschlag, vor Pestilenz und Ungewitter, vor Kroaten und Panduren!“

Der Führer jener blutrot gekleideten Schar war gewohnt, die Seinen in steter Bewegung zu erhalten. Bei ihm gab es keine Ruhe und Stille, kein gemütliches Rasten und kein geduldiges Harren. Er, der selbst von inneren und äußeren Mächten ruhelos hin und her getrieben wurde, ließ die Wogen seiner heißen, rücksichtslosen Natur auch hinaus auf seine Umgebung branden, und so kam es, daß der Ringplatz einem wirren Ameisennest und nicht dem Ruheplatz einer vom Marsch ermüdeten Truppe glich.

In einem Zimmer seines Quartiers lag der Panduren-Oberst Freiherr Franz von der Trenck auf einem Sofa, dessen Überzug er mit den Sporenrädern ganz unbedenklich bereits in Fetzen zerrissen hatte. Auf dem Boden lagen beschmutzte Karten, zerstampfte Schreibfedern, zerbrochene Weingläser, verbogene Löffel und Gabeln, Bruchstücke von Tellern und Tassen umher, übersät von Streusand und Tabakasche, und auf dem Tisch, der vor dem Sofa stand, sah es beinahe noch chaotischer aus. Die umgeworfenen Schüsseln hatten ihren Inhalt mit dem verschütteten Wein vermischt, so daß die Überreste der teuren Mahlzeit in breiten, bunten Streifen am Tafeltuch herabliefen und dann auf die Diele tropften.

Dem Obersten gegenüber saßen zwei Männer, die einzigen, die mit ihm gespeist hatten. Der eine trug die Uniform eines Majors und der andere diejenige eines Hauptmannes. Das Gesicht eines jeden von ihnen hätte zu einer interessanten psychologischen Studie veranlassen können, wenn nicht die Person Trencks die ganze Aufmerksamkeit für sich in Anspruch genommen hätte. Trenck war ein schöner, sogar ein sehr schöner Mann, der jetzt das Alter von dreißig Jahren erst wenig überschritten hatte. Ebenso berühmt wie seine Körperstärke war auch seine Befähigung, die härtesten Strapazen mit größter Leichtigkeit zu ertragen. Bekannt war es, daß er sieben Sprachen vollständig beherrschte und ausgezeichnete militärische Kenntnisse besaß; aber in moralischer Beziehung ließ sich über ihn kaum ein nur einigermaßen schonendes Urteil fällen. Jähzornig, rücksichtslos, herzlos, im höchsten Grade habsüchtig, zeichnete er sich ebenso durch verwegenen Mut und wilde Tapferkeit wie durch eine nur zu oft barbarische Grausamkeit aus, die ihn später doch endlich in das Verderben führte.

Er war als Sohn eines kaiserlichen Ober[st]leutnants, der aus Preußen stammte, in Reggio in Kalabrien geboren, wurde von den Jesuiten in Ödenburg erzogen und trat im Alter von sechzehn Jahren in kaiserliche Dienste, die er aber seiner Händelsucht wegen bald wieder verlassen mußte. Er wandte sich später nach Rußland, wo er als Rittmeister in ein Husarenregiment eintrat. Wegen grober Verletzung der Subordination zweimal zum Tode verurteilt, wurde er auf Verwendung des Feldmarschalls Münnich zwar begnadigt, aber kassiert und zu Schanzarbeit verurteilt. Er kehrte auf seine in Slavonien gelegenen Güter zurück, wo er sich besonders mit der Unterdrückung der zahlreichen Räuberscharen, die jene Gegenden beunruhigten, beschäftigte, dabei aber bei Weitem mehr grausam als menschlich verfuhr. Bei dem Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges erhielt er die Erlaubnis, ein Korps von tausend Panduren auf eigene Kosten auszurüsten. Dieses wurde zuletzt gegen fünftausend Mann stark und bildete stets die Vorhut, zeigte dabei zwar ganz dieselbe Tapferkeit, doch auch ganz dieselbe Grausamkeit, durch die sein Führer berühmt war. Die Kaiserin mußte seine kriegerischen Verdienste anerkennen, konnte ihn aber ganz unmöglich in seiner Stellung belassen. Er weigerte sich, abzutreten und wurde endlich wegen unaufhörlicher Greuelthaten und Subordinationsvergehen zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberg verurteilt, wo er auch starb.

Jetzt also lag er mit seinen Panduren in Humpoletz, und der Zustand seiner Wohnung bewies, daß er mit den beiden Offizieren ein wüstes Gelage abgehalten habe. Sie lagen betrunken in ihren Sesseln, während der Oberst sie mit höhnischer Schadenfreude betrachtete; er hatte schon manchen starken Trinker unter den Tisch gebracht, war selbst aber noch niemals besiegt worden.

Die schnarchenden Seufzer der beiden Betrunkenen wurden von dem Wirt des Hauses unterbrochen, der nach einem lauten Klopfen in das Zimmer trat.

„Was will Er?“ rief ihm der Oberst zornig entgegen. „Wie kann Er es wagen, einzutreten, ohne vorher angemeldet zu sein!“

„Verzeihung, Herr Oberst!“ bat der Mann mit demütiger Gebärde. „Man wollte mich nicht anmelden, und da habe ich mir erlauben müssen – – –“

„Erlauben müssen?“ unterbrach ihn Trenck, indem er das letzte Wort besonders betonte. „Ist es etwas so sehr Notwendiges, daß man sich hier stören lassen muß?“

„Für mich ist es notwendig, gnädigster Herr. Es betrifft meine Uhr.“

„Seine Uhr!“ brauste Trenck auf. „Hält Er mich etwa für einen Uhrmacher, he?“

Er erhob sich drohend aus seiner liegenden Stellung, wobei der Inhalt seiner türkischen Tabakspfeife auf das Sofa fiel, dessen Überzug sofort zu glimmen begann. Der Wirt sah das, hatte aber nicht den Mut, ein Wort darüber zu erwähnen; er fuhr fort:

„Es war eine Schwarzwälder Spieluhr, ein teures Andenken meiner Voreltern. Man hat sie von der Wand gerissen und zerschlagen, um im Ofen Feuer damit zu machen. Und als ich mich dagegen sträubte, hat man mich mit der flachen Klinge blutig geprügelt.“

Trenck stieß ein rohes Lachen aus und fragte:

„Hat die Uhr gut gebrannt?“

„Leider!“

„Das ist Sein Glück! Er hat uns brauchbares Brennholz zu schaffen, und wenn die Uhr nicht gut gebrannt hätte, so wäre Er schlecht davon gekommen; das versichere ich Ihm. Sei Er also froh, daß die Sache für Ihn so gut abgelaufen ist, und mache Er, daß Er sogleich verschwindet!“

„Aber, gnädigster Herr, ich denke doch, daß – –“

„Nichts hat Er zu denken!“ rief der Oberst. „Hinaus, sonst – – –“

Der Wirt wartete die Fortsetzung der Drohung gar nicht ab, denn Trenck hatte an die Wand nach seiner Pistole gegriffen; er zog sich in höchster Eile aus dem Zimmer zurück. Der Oberst goß sich ein volles Glas hinunter und schenkte auch den beiden andern, die von dem Gespräche erweckt worden waren, ein.

„Trinkt, Ihr Herren!“ forderte er sie auf. „Solange man uns zu Ehren Spieluhren verfeuert, brauchen wir keinen Durst zu leiden.“

Sie stießen an und leerten die Gläser, eben sollten sie nochmals gefüllt werden, als eine abermalige Störung erfolgte. Jedoch schien diese dem Obersten nicht unlieb zu sein, denn er erhob sich mit gespannter Miene und fragte den Eintretenden:

„Slugaksch, schon wieder eingetroffen! Konntest wohl nicht weit kommen?“

Der Gefragte war ein noch ziemlich junger Mann in gewöhnlicher Bauernkleidung, doch ließ seine ganze Figur und Haltung erraten, daß er eigentlich zum Militär gehöre.

„Wenn mich mein Oberst schickt, komme ich so weit, wie er will,“ antwortete er mit selbstgefälliger Miene. „Ich war bis Skutsch und Richenburg.“

„Unmöglich, in dieser kurzen Zeit!“

„Sehr leicht möglich, wenn man es richtig anfängt! Ich habe einem Bauern seinen zweispännigen Wagen abgenommen.“

„Teufelsker! Bringst du Nachrichten mit?“

„Genug.“

„So setz dich her, Rauch, trink und erzähle!“

Die Vertraulichkeit, mit der Trenck den Mann behandelte, ließ vermuten, daß dieser ein ganz besonderer Günstling von ihm sei. Er setzte sich, nachdem er die beiden Offiziere mit gebotener Ehrerbietung begrüßt hatte, an den Tisch, schenkte sich ein Glas ein und brannte sich eine der gestopften Pfeifen an. Nachdem er dann von dem Weine getrunken hatte, begann er:

„Also bis Skutsch und Richenburg bin ich gekommen; weiter aber ging es nicht, da die Preußen in der Nähe waren.“

„Wo stehen sie?“

„Der König kam von Olmütz über Leitomischl und steht jetzt in Chrudim, hat aber über zehn Bataillone und gegen zwanzig Schwadronen in Leitomischl und Umgegend zurückgelassen, die er jedenfalls noch an sich

ziehen wird. In und um Kuttenberg steht ein noch größeres Korps. Der Herr Oberst wissen bereits, daß sich Glatz ergeben hat; von dort aus wird der General Derschau dem Könige wohl acht Bataillone und dreißig Schwadronen zuführen.“

„Alle Wetter! Woher weißt du das so genau?“

„O, ich weiß noch mehr! Ich fand in Richenburg einen schlesischen Juden, den der König als Spion benutzt. Unsereiner hat einen Blick für solche Leute; ich ahnte sofort, welch ein Handwerk er treibe, ließ ihm gehörig einschenken und nahm ihn ins Gebet; er beichtete aber erst dann, als er betrunken war. Er war mit dem Lohn, den ihm die Preußen geben, nicht zufrieden und wurde gleich mein Mann, als ich ihm einen besseren Lohn versprach.“

„Den Kerl können wir brauchen! Hast du ihn mitgebracht?“

„Das versteht sich! Aber ihn nicht allein.“

„Wen noch?“

„Als ich ihn aufforderte, mit mir zu gehen, gestand er mir, daß er nicht allein sei. Er war nämlich einem adeligen Herrn nebst dessen Tochter, die er nach Moldauthein zu bringen hat, als Führer beigegeben.“

„Wer sind diese Leute?“

„Es ist ein alter Herr von Bodtmann, dessen Anwesenheit auf Schloß Moldauthein so notwendig ist, daß er nicht daran denken darf, wie sehr der Krieg das Reisen erschwert.“

„Und dieser Mann reist in Begleitung eines Spions?“ fragte der Oberst finster.

„Ohne es zu wissen, wie mir der Jude selbst versicherte. Man hat gehofft, daß wir diesem Herrn von Bodtmann nichts in den Weg legen und dem Spion also seine Aufgabe erleichtert werde.“

„So kommt der alte Kerl also aus dem feindlichen Hauptquartier?“

„Geradewegs aus Chrudim. In Richenburg konnten sie weder Pferde noch Wagen bekommen, und als ich ihnen mein Fuhrwerk anbot, wurde es mit größtem Danke angenommen. Es waren vier Plätze vorhanden, und so sind wir denn wohlbehalten soeben hier angekommen.“

„Er reist ohne Diener?“

„Ja. Er scheint ein alter Haudegen zu sein, der gewohnt ist, sich selbst zu bedienen.“

„Ging er freiwillig mit nach Humpoletz? Sein Weg hätte doch näher über Chotebor geführt.“

„Er verließ sich auf den Juden, und den hatte ich gewonnen. Ich sagte natürlich kein Wort dazu, daß er in Humpoletz Panduren finden werde. Da er so glücklich durch die Preußen gekommen ist, so glaubte er, auch auf dieser Seite keine Schwierigkeiten zu finden.“

„Hat er Papiere?“

„Ja. Sie sind gut; ich habe sie gesehen. Bei den Preußen hat er sie gar nicht gebraucht, da er unter einem sehr mächtigen Schutz gereist ist.“

„Mit einem Offiziere etwa?“

„Mit einem Feldmarschall sogar.“

„Ah! Doch nicht mit dem Buddenbrock?“

„Nein, sondern mit dem alten „Schwerenöter!“

„Mit – mit wem?“ rief Trenck, vor Überraschung aufspringend. „Mit dem alten Dessauer? Der ist hier? Wirklich?“

„Ja, in Chrudim beim König.“

„Ich denke, er ist in Zittau!“

„Friedrich hat ihn nach Böhmen gerufen. Die beiden sind stets bei der Vorhut. Sie suchen von morgens bis abends die Geländeverhältnisse ab, was mich vermuten läßt, daß sie die Schlacht bei Chrudim, Czaslau und Kuttenberg zu schlagen beabsichtigen. Man sollte die beiden Kerls wegfangen; da wäre der ganze Krieg zu Ende!“

Die Augen Trencks leuchteten auf.

„Oh“, knirschte Trenck, „ich habe mit dem Dessauer noch ein Schaf zu scheren; er hat es an meinem Vater verdient, daß ich ihn einmal fest beim Schopf nehme. Tausend Gulden gäbe ich sofort demjenigen, der mir sagen könnte, wie und wo ich den Kerl erwische!“

Slugaksch blickte erwartungsvoll zur mächtigen Gestalt seines Obersten empor und fragte:

„Bekomme ich sie?“

„Augenblicklich, sobald er sich in meiner Hand befindet!“

„Hm! Mit ein Wenig List kann es doch nicht so schwer sein, dem Alten eine Falle zu stellen. Er liebt die Abenteuer wie die Mäuse den Speck. Wollen wir ihm eins bieten?“

„Welches?“ fragte Trenck hastig. „Du bist der richtige Kopf dazu. Sinne dir etwas aus, aber schnell!“

„Der gnädige Herr Oberst scheinen dem alten Knasterbart nicht eben sehr zugetan zu sein. Ist diese Liebe vielleicht gegenseitig?“

„Ganz und gar. Wenn der Dessauer mich umbringen kann, so tut er es. Wehe ihm, wenn ich ihn zwischen meine Fäuste bekomme!“

„Hm! Übermorgen ist Jahrmarkt in Chotebor. Wollen wir ihn hinlocken?“

„Ich bin sofort bereit; aber wie?“

„Wir machen ihm weiß, daß der Herr Oberst den Markt inkognito besuchen und dabei im Goldenen Rade einkehren werden. Wie ich ihn vom Hörensagen kenne, so kommt er sofort auch inkognito mit nur wenig Begleitung, um Euch zu fangen.“

„Ganz gewiß!“ rief Trenck erfreut. „Er wird keinem andern die Ehre gönnen, den Franz Trenck gefangen zu haben. Aber wie machen wir es ihm weis, he? Das ist das Schwierige!“

„Es ist nicht so schwierig, wie es scheint. Der Tlasco versteht es ausgezeichnet, Handschriften nachzumachen.“

„Was soll uns dies nützen?“

„Wie ich aus der Unterhaltung dieses Herrn von Bodtmann gehört habe, ist er ein alter Kriegskamerad des Fürsten Leopold; sie schreiben sich zuweilen, und es ist große Freude gewesen, als sie sich unterwegs getroffen haben. Wie nun, wenn dieser Bodtmann dem Fürsten schreibt, daß er hier durchgekommen ist und dabei erfahren hat, daß der Herr Oberst den Jahrmarkt besuchen werden?“

„Ah, ich verstehe! Aber wir haben seine Handschrift nicht, die der Tlasco nachmachen könnte!“

„Es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht eine Brieftasche oder ein Notizbuch bei sich führte. Man nimmt es ihm ganz einfach ab. Einen Siegelring trägt er auch.“

„Vortrefflich! Man wird mit ihm nicht viel Federlesens machen! Aber wer soll das Schreiben nach Chrudim tragen? Etwa der Jude, wenn er sich ganz zuverlässig erweist?“

„Nein! Es muß ein anderer Bote gefunden werden. Wenn es dem Herrn Obersten lieb und recht ist, werde ich das übernehmen. Den Juden brauchen wir als zweiten Boten. Wenn der alte Fürst dem Briefe ja nicht ganz trauen sollte, so muß der Jude die Tatsache mit dem Jahrmarkt bekräftigen.“

„Mensch, du bist ein wahrer Advokat! Aber bedenke, daß es dir an den Kragen geht, wenn man dich in Chrudim als Pandur erkennt!“

„Pah, aus dem Kragen mache ich mir nichts, und für den Hals ist mir noch niemals bange gewesen. Drunten halten die Leute noch. Wen soll ich zuerst bringen, den Edelmann oder den Juden?“

„Den Edelmann, dann den Juden und dann den Tlasco.“

Slugaksch erhob sich, trank sein Glas aus, legte die Pfeife fort und entfernte sich.

„Ein Teufelskerl! Nicht?“ meinte Trenck zu den beiden andern.

Diese waren durch die Erwartung eines Abenteuers ein wenig ernüchert worden und stimmten seinem Urteil bei. Der Hauptmann war sogar so gütig, die vier Zipfel des Tafeltuches empor- und über den Tisch hinwegzuschlagen, damit das Auge der Eintretenden nicht gar zu sehr beleidigt würde; er schien gar nicht zu ahnen, daß er damit das Übel nur vergrößert habe. Die drei nahmen neue Pfeifen zur Hand, und als diese eben in Brand gesteckt waren, wurde Herr von Bodtmann gemeldet. Er trat mit seiner Tochter ein, hinter ihnen Slugaksch, welcher an der Tür stehen blieb.

Der alte Herr hatte ganz das Ansehen eines wackeren, ehrwürdigen Veteranen. Seine Haltung war stramm, und sein Auge blickte in furchtloser Erwartung auf den Obersten. Seine Tochter war eine sympathische Erscheinung; sie zog ihren durch die hier herrschende Unordnung beleidigten Blick errötend auf sich selbst zurück.

Trenck gab sich nicht die Mühe, einen Gruß auszusprechen. Er begann in kurzem, barschen Tone:

„Ihr nennt Euch von Bodtmann?“

„Ja. Baron Karl von Bodtmann. Diese Dame ist meine Tochter.“

Trenck hielt es nicht der Mühe wert, sich nur einen Zoll tief vor der Dame zu verneigen oder gar den beiden einen Sitz anzuweisen. Er fuhr fort:

„Seid Ihr mit Legitimationen versehen, Baron?“

„Hier sind sie!“

Der alte Herr zog seine Briefftasche hervor und entnahm ihr zwei Papiere, die er dem Obersten überreichte. Dieser warf einen Blick auf sie und meinte dann sehr gleichmütig:

„Ah, hier steht, daß Ihr in kaiserlichen Diensten gestanden habt. Ist das wahr?“

Die Stirn des Barons legte sich in Falten, und er trat schnell einen Schritt vor, indem er antwortete:

„Herr von der Trenck, halten Sie diese Papiere für unecht und mich für einen Schwindler? Ich bin als Oberst verabschiedet, also sind sich unsere Degen wohl ebenbürtig!“

„Pah! Ich frage, weil ich Veranlassung dazu habe. Es wird mir schwer, zu denken, daß ein ehrenvoll verabschiedeter kaiserlicher Oberst mit einem preußischen General zu konspirieren vermag!“

„Zu konspirieren? Welcher General ist gemeint?“

„Der Fürst von Dessau.“

„Ich glaube nicht, daß der Oberst von der Trenck das Recht besitzt, mein Verhältnis zu einem alten Waffengefährten zu kritisieren. Ich habe mit dem Fürsten unter Prinz Eugen gefochten; es gereicht mir zur hohen Ehre, daß er dieses nicht vergißt, und wenn ich einem Waffenbruder meine Freundschaft und Hochachtung bewahre, so ist das wohl nicht ein Konspirieren zu nennen. Es ist bekannt, daß die Sympathie des Feldmarschalls Leopold von Dessau noch heute dem Kaiserstaate gehört, und daß er sich beinahe die Gunst des Königs verscherzte, als er gegen einen Krieg mit Österreich riet; ich ersuche also den Herrn Obersten von der Trenck, sich gütigst dem Umstande anzubequemen, daß ein Offizier und Edelmann vor ihm steht!“

„Pah!“ antwortete der Angeredete. „Diese Papiere können ja verloren gegangen und aufgefunden oder gar gestohlen worden sein!“

„Herr!“ donnerte Bodtmann, indem seine Hand unwillkürlich nach der Stelle fuhr, wo man den Griff des Degens zu finden pflegt. „Glaubt Ihr, mich ungestraft infamieren zu können, weil ich graues Haar besitze? Ich hoffe, daß man nicht so feig sein wird, mir die Genugtuung zu verweigern!“

„Von Genugtuung kann hier keine Rede sein“, meinte Trenck im kältesten Tone. „Man bringt mit einem Arrestanten, und ich habe für die Sicherheit meiner Truppe zu sorgen. Beantwortet mir ruhig meine Fragen, und dann wird es sich finden, was zu tun ist! Wo wollt Ihr hin?“

Der alte Edelmann wandte sich seitwärts; er schien entschlossen, nicht zu antworten. Seine Tochter tat es an seiner Stelle:

„Wir gehen nach Moldauthein, wo ein Oheim von mir sehr krank darniederliegt.“

„Wo kommt Ihr her?“

„Von Liegnitz.“

„Wie lange habt Ihr Euch im Hauptquartiere des Königs von Preußen aufgehalten?“

„Kaum eine Stunde. Die Rücksicht auf unsern Verwandten treibt uns zur höchsten Eile.“

„Ich will es glauben. Mademoiselle, wenn Euer Vater mein letztes Verlangen erfüllt, so sollt Ihr in zwei Stunden mit einem sicheren Führer von hier abfahren dürfen!“

„Welcher Wunsch ist dies?“

„Ich begehre, seine Briefftasche und seinen Siegelring zu sehen.“

Er sprach in einem beinahe höflichen Tone; die Anwesenheit der Dame war also doch nicht ganz ohne alle Wirkung auf den sonst so rücksichtslosen Mann, und auch die beiden Offiziere suchten ihren gläsernen Augen und vertrunkenen Mienen einen gefälligeren Ausdruck zu geben. Die Tochter warf einen bittenden Blick auf den Vater. Dieser zog wortlos den Ring ab und gab ihn ihr samt seiner Briefftasche; sie reichte beides dem Obersten dar. Dieser öffnete die letztere, und als er bemerkte, daß sie einen Notizkalender mit der Handschrift des Barons enthielt, so lächelte er befriedigt und meinte:

„Ihr werdet diese Gegenstände bei Eurer Abreise unversehrt zurückerhalten; bis dahin wird man Euch ein Zimmer anweisen.“

Die beiden Fremden entfernten sich, und an ihrer Stelle trat der Jude ein. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen und tief liegenden, lauernden Augen, er verneigte sich fast bis zur Erde herab vor Trenck.

„Wie heißest du?“ fragte ihn der Oberst.

„Ich heiße Lesser Wolf, mein Herr großmächtiger Panduren-General.“

„Du willst in meine Dienste treten?“

„Mit großer Freude; denn ich habe vernommen, daß der Herr General von der Trenck nicht gehört zu den geizigen Leuten, denen man muß arbeiten um die Hälfte umsonst und die andere Hälfte schlecht bezahlt.“

„Du wirst bei mir bekommen, was du verdienst. Du warst in Chrudim?“

„Ja. Ich habe daselbst gesehen große Generale und Marschälle und habe auch gesprochen mit dem Könige, welcher ist der Friedrich von Preußen.“

„Hast du auch den Dessauer gesehen?“

„Werde ich ihn doch haben gesehen, da ich habe sogar mit ihm geredet.“

„Wie lange Zeit warst du in Chrudim, und woher stammst du?“

„Ich habe gewohnt in Reichenstein, welches liegt nicht weit von Glatz, und haben mich gezwungen die Preußen, zu gehen mit ihnen, um zu machen den Kundschafter für einen Bettlerlohn.“

„Wie lange hast du ihnen bereits gedient?“

„Noch gar nicht. Ich habe sollen begleiten den Baron von Bodtmann bis Moldauthein und mich dabei umsehen, um zu erforschen den Feind. Wenn ich zurückkomme, soll ich sagen, was ich habe erfahren, und dafür erhalten drei Gulden für den Tag.“

„Das ist ganz preußisch!“ lachte Trenck. „Drei Gulden für den Tag, um sich doch früher oder später hängen zu lassen! Kerl, ich gebe dir zehn Gulden für den Tag und noch obendrein hundert Gulden, wenn du das ausführst, was ich von dir verlange.“

„Herr meiner Väter, ist das ein vieles Geld! Da werde ich gehen für den Herrn Panduren-General in das Feuer und werde alles tun, was nicht ist zu schwer für einen armen Juden, der sich muß nehmen sehr in Acht vor den Preußen.“

„Du hast dich gar nicht zu fürchten, weder vor uns, noch vor den Preußen. Sie werden dir nichts tun, denn sie halten dich für den Ihrigen, und von uns hast du auch nichts Schlimmes zu erwarten, so lange du uns treu dienst. Ist dies aber nicht der Fall, so möchte ich allerdings nicht in deiner Haut stecken; ich bezahle gut, aber ich bestrafe auch darnach. Ich werde dich einmal prüfen. Du kehrst jetzt zurück und gehst zum Dessauer. Ihm kannst du erzählen, daß du mich hier gefunden hast. Dabei aber sagst du ihm, daß du erfahren hast, ich werde übermorgen ganz allein und inkognito den Jahrmarkt von Chotebor besuchen und da im ‚goldnen Rade‘ einkehren. Du gibst dir Mühe, den Alten dahin zu bringen, daß er kommt, um mich zu fangen. Verstanden?“

Der Jude nickte unter einem listigen Lächeln mit dem Kopfe und sagte:

„Ich werde doch verstehen, daß der Herr Panduren-General will selber fangen den Dessauer, und werde mich freuen, wenn er bekommt den alten Filz, welcher mir bietet nur drei Gulden für den Tag.“

„Gut, wir wollen sehen! Ich werde dir für fünf Tage fünfzig Gulden vorher auszahlen. Du sollst bei mir viel Geld verdienen, aber wenn du mich betrügst, so lasse ich dich nicht etwa hängen, sondern ich schinde dich bei lebendigem Leibe und lasse dir die Haut über den Kopf herunter ziehen. Jetzt gehe, und warte: du wirst noch weitere Anweisungen erhalten!“

Nach dem Juden wurde Tlasco vorgelassen. Es war derselbe Unteroffizier, der einen Tag später in Studenetz das Quartiermacher-Amt verwaltete. Als er die Handschrift des Barons geprüft hatte, erklärte er, in ganz denselben Zügen jeden ihm vom Obersten diktierten Brief schreiben zu können. Dies geschah sofort; das erste Mal gelang es nicht vollständig, aber mit dem zweiten Versuche erklärte sich Trenck zufrieden. Das Schreiben wurde zusammengefaltet, mit Bodtmanns Siegelring verschlossen und dann von dem Unteroffizier sorgfältig adressiert. Dann erhielt dieser die Weisung, am nächsten Morgen mit zwei Mann nach Studenetz zu gehen, um für den Obersten, zwei Leutnants und drei Mann Bedienung Quartier zu machen.

Nach seiner Entfernung gab Trenck seine weiteren Befehle. Der Major sollte übermorgen, am Montag, mit drei Kompagnien so heimlich wie möglich nach Steindorf bei Chotebor aufbrechen, in den ersten Nachmittagsstunden dort eintreffen und heimlich in dem Walde, der damals zwischen den beiden Orten lag, Stellung nehmen, um auf Trencks Boten zu warten und dann den Dessauer in Chotebor aufzuheben. Der Oberst selbst wollte bereits morgen nach Studenetz gehen, um beizeiten und inkognito auf dem Jahrmarkt sein zu können.

„So muß alles klappen“, meinte er, „und wenn wir den Alten bekommen, so sollen meine Kerls einen Feiertag haben, wie sie noch keinen erlebt haben!“

3. Der Grenadier.

Durch die Straßen von Chrudim ritten im scharfen Trabe zwei Reiter. Sie trugen keine äußeren Abzeichen, an denen ihr Rang zu erkennen war, aber wenn sie an einer der vielen Soldatengruppen, welche die lebensvolle Staffage der Gassen bildeten, vorüberkamen, so wurden ihnen die Ehrenbezeugungen in einer Weise gemacht, die als Zeichen der tiefsten Ehrerbietung gelten mußte.

Der eine, der zur Rechten ritt und auf einem Schimmel saß, war von nicht hoher, schwächlicher Gestalt und trug anstatt der Reitpeitsche einen hölzernen Krückstock in der Rechten. Der andere ritt einen starkknochigen Rapphengst, dessen Feuer er kaum zu bändigen vermochte. Seine kraftvolle, sehnige Gestalt war sehr einfach bekleidet. Er trug graubraune Gamaschen, einen ebensolchen Überrock und einen Dreispitz ohne Zierrat. Zwei dunkle, scharfblickende Augen und ein mächtiger Zwickelbart gaben seinem gebräunten Angesicht ein höchst martialisches Aussehen. Er mochte das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten haben, während sein Begleiter in der Nähe des dreißigsten zu stehen schien.

Diese beiden Männer waren Friedrich II., König von Preußen, und dere berühmte Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, gewöhnlich nur der alte Dessauer genannt. Sie kehrten von einem Erkundungsritt zurück und trennten sich in der Nähe der Domkirche.

„Also was ratet Ihr, Durchlaucht,“ fragte der König, indem er seinen Schimmel zügelte, „soll ich mir hinter der Elbe eine feste Stellung suchen oder dem Feinde entgegengehn?“

„Ihm entgegengehn, Majestät,“ antwortete der Gefragte. „Das ist nicht nur rühmlicher, sondern auch nützlicher, da der Friede auf diese Weise schneller herbeigeführt wird. Der gegenwärtige Stand der Unterhandlungen verlangt, daß von Seiten Ew. Majestät etwas Entscheidendes geschehe.“

„Werden sehen! Adieu!“

Er ritt mit einem kurzen, aber gnädigen Kopfnicken davon, während der Fürst an der Tür eines nahe liegenden Hauses, in dem er sein Quartier genommen hatte, halten blieb. Die hier aufgestellte Schildwache präsentierte, und ein herbei eilender Diener nahm ihm das Pferd ab. Er beachtete beide nicht, stieg ab und trat in den weiten Flur des Hauses.

Dort stand eine Frau mit einem weiß zugedeckten Korb auf dem Rücken. Sie kannte den Nahenden wohl nicht, machte aber dennoch einen tiefen Knix vor ihm. Er blieb vor ihr stehen und funkelte sie mit seinen dunkeln Augen zornig an.

„Was hat Sie denn hier zu suchen?“ fragte er mit einer Baßstimme, die so scharf und gebieterisch klang, daß die Frau vor Schreck zusammenzuckte.

„Ich bin die Butterfrau,“ antwortete sie demütig.

„Die Butterfrau? So, so, hm! Von wem denn, he?“

„Von der Hauswirtin.“

„Das ist etwas Anderes. Butterweiber werden auch im Hauptquartier gebraucht, aber nur von wegen der Butter, wenn sie gut ist; die Weiber selber, die taugen nichts. Verstanden?“

Die Frau machte vor Angst einen noch tieferen Knix als vorher, und dieses unwillkürliche Zeichen der Zustimmung befriedigte den alten Knasterbart.

„Hat Sie auch Käse?“ erkundigte er sich.

„Ja.“

„Sind etwa Maden drin?“

„Keine einzige!“ beteuerte sie. „Es ist jetzt noch nicht Zeit für die Maden. Wo sollen denn jetzt im Mai und bei der naßkalten Witterung die Fliegen herkommen?“

„Na, auf den Kopf ist Sie nicht gefallen! Sie versteht es, Ihren Käse und Ihre Maden mit triftigen Gründen zu belegen. Komme Sie einmal mit. Ich will sehen, ob ich etwas von Ihr gebrauchen kann! Aber wie kommt es denn, daß Sie Ihren Butterhandel am lieben Sonntag treibt, he? Der Sonntag gehört dem Herrgott. Mag Sie etwa nichts von ihm wissen?“

Die Frau zuckte bei diesem in sehr strengem Ton gesprochenen Vorwurf abermals ängstlich zusammen und antwortete verlegen:

„Ich habe die Butter Montags zu bringen, aber weil die Einquartierung da ist, so schickte die Madame zu mir, daß ich heute schon kommen sollte, weil die Herren Offiziere so viel Butter gebraucht haben.“

„So, so, i der Tausend, also viel Butter haben wir gebraucht?“ lachte der Feldmarschall.

„Ja. Das Dienstmädchen sagte, erst hätten sie täglich nur ein Stückchen gebraucht, jetzt aber wollen drei fast nicht reichen.“

„Alle Wetter, das ist ja geradezu zum Fettwerden! Was kostet denn die Butter?“

„Fünfzehn Kreuzer das Stückchen.“

„Und der Käse?“

„Einer vier Kreuzer; es ist guter Ziegenkäse, recht hübsch laufig und sehr gut gesalzen und gekümmelt.“

„Na, da komme Sie mit. Ich werde mir Ihre Ware einmal ansehen.“

Er stieg die Treppe empor und sie folgte ihm, mit dem Korb auf dem Rücken. Droben stand ein Posten und ein Diener. Jener präsentierte und dieser riß diensteifrig eine Tür auf. Sie traten in eine Art Vorzimmer, in dem sich mehrere Offiziere befanden, die sich in die strammste Haltung warfen, um zu grüßen. Der Frau wurde es jetzt angst und bange; sie begriff, daß sie es nicht mit einem gewöhnlichen Manne zu tun hatte.

Der Fürst winkte ihr, zu folgen. Er schritt durch den Raum, ohne die Offiziere zu beachten, die hinter ihm ein Lächeln über sein eigentümliches Gefolge nicht zu unterdrücken vermochten, und trat in ein größeres Zimmer, wo mehrere Tische standen, voller Karten, Pläne und allerlei Skripturen. Auch Waffen und Ausrüstungsstücke lagen auf den Stühlen herum.

„So!“ meinte der Alte. „Mache Sie die Türe zu und dreh Sie sich herum, ich will Ihr den Korb abhelfen!“

Er nahm ihr den schweren Korb vom Rücken, setzte ihn nieder und zog das Tuch hinweg.

„Der Käse ist hier in der Schachtel,“ meinte sie.

„Schön; zeige Sie einmal!“

Er nahm einen der großen, runden Käse heraus, besah ihn von allen Seiten, hielt ihn prüfend unter die Nase und meinte dann:

„Ja, das ist grad meine Sorte. Weiß Sie, ich kaufe Ihr gleich den ganzen Kram hier ab.“

„Nein, nein, das geht nicht!“ rief sie. „Zwei Käse und ein Stückchen Butter könnt Ihr allenfalls kriegen, mehr aber nicht.“

„Nicht? Warum denn?“

„Die Madame unten hat das alles bestellt. Wo soll sie denn andere Ware hernehmen, jetzt, wo die Soldaten alles wegessen!“

„Na, mache Sie keine unnötigen Sperrenzen! Ich bezahle Sie gleich und Unsereiner ist nicht gewohnt, einem Paar Ziegenkäse wegen lang herumzutrodeln!“

Das gab der Frau ihr Selbstbewußtsein wieder.

„So!“ antwortete sie. „Einem Paar Ziegenkäse wegen macht man schon Trödel; ich lebe davon, und die da unten kaufte mir ganz sicher für keinen Kreuzer wieder ab, wenn ich die Ware einem anderen ließe. Wer seid Ihr denn, daß Ihr so kurzen Trödel machen wollt?“

„Ich? Hm, ich bin der alte Dessauer. Verstanden?“

Bei diesen mit der ernsthaftesten Miene gesprochenen Worten trat sie um einige Schritte zurück; sie schlug die Hände zusammen und rief:

„Der alte Dessauer? Der alte Itzeblitz? Ist's möglich? Jesus, Maria und Joseph, wenn das mein Alter wüßte!“

„Ihr Alter? Hat Sie denn auch einen Alten?“

„Na, und was für einen! Der kennt Euch so, wie ich meine Tasche kenne, und erzählt den ganzen Tag von dem Schwerenöter. Er hat unter Euch bei Cassano und Turin gefochten, er und sein Bruder, beide neben einander.“

„So? Wie heißt er denn?“

„Engelmann.“

„Engelmann? Der Tausend, Korporal Franz Engelmann, der mich bei Cassano aus dem Kanal herausfischte?“

„Nein, das ist sein Bruder, der Schneider in Studenetz; wir aber wohnen in Rossitz, wo mein Mann Schulmeister ist, und ich habe einen Butter-, Käse-, Eier- und Seifenhandel.“

„Auch Seife?“ schmunzelte der Fürst vergnügt. „Da gibt es ja in Rossitz recht reinliche Leute.“

„Ja, meine fünf bis sechs Pfund verkaufe ich alle Wochen, die gute Sorte gar nicht mitgerechnet, die so nach Veilchen oder Knoblauch riecht.“

„Wieviel Gehalt bekommt denn Ihr Mann?“

„Einen und einen halben Gulden für jedes Mädchen und zwei Gulden für jeden Jungen jährlich, ein halbes Fuder Stöcke und alle zwei Jahre einen neuen Rock und einen Hut; die Würste beim Schweineschlachten sind extra.“

„Könnt Ihr denn davon leben?“

„I nun, wir haben unser leidliches Auskommen, denn ich verdiene mir an fünf Stückchen Butter auch zwei Kreuzer; das hilft mit wirtschaften.“

„Habt Ihr Kinder?“

„Drei.“

„Und der Franz, der in Studenetz wohnt, wie Sie sagte?“

„Eins, eine Tochter, die da draußen in Halberstadt gedient hat, jetzt aber wieder daheim ist. Das ist ein Mädchen, über das er seine Freude haben kann, obgleich es ihm sonst nicht gar so gut geht.“

„Ich danke Ihr für die Auskunft; ich werde Sie einmal aufsuchen. Verstanden? Jetzt aber, wie steht es mit der Ware hier? Will Sie mir die ablassen?“

„Hm, gern nicht, denn ich verderbe mir die Kundschaft, aber weil es der Herr Dessauer ist, so will ich einmal ein Auge zudrücken.“

„Das ist sehr hübsch von Ihr. Wie viel ist es denn?“

„Zwanzig Stückchen Butter und zwölf Käse; das macht – – na, mit dem Rechnen, da habe ich allemal meine liebe Not. Seht Ihr doch lieber, wie viel es zusammen macht! Mein Alter hat es mir gesagt, aber ich habe es wieder vergessen.“

Der Fürst schmunzelte immer vergnügter; er hatte sich seit langer Zeit nicht so amüsiert, wie jetzt, darum meinte er:

„Ich denke, wir werden uns darüber den Kopf nicht zerbrechen. Hier nehme Sie!“

Er zog einen Tischkasten heraus, langte hinein und gab ihr ein Papier.

„Das sind ja fünfzig Gulden!“ meinte sie bestürzt. „Da kann ich gar nicht herausgeben. Ich habe nur acht Kreuzer einstecken!“

„Ich will auch gar nichts heraus haben. Behalte Sie das Geld, weil Sie einen Alten hat, der mit mir bei Cassano war. Grüße Sie ihn von mir, und jetzt nehme Sie die Butter und den Käse wieder auf den Rücken und schaffe ihn herunter zur Madame. Ich will ihr die ganze Ladung schenken, weil die Offiziere zu viel Butter gegessen haben! Verstanden? Adieu! Lebe Sie wohl!“

Er ließ die Erstaunte gar nicht zu Worte kommen, sondern hob ihr den Korb wieder auf und schob sie zur Tür hinaus, wo ihr perplexes Gesicht den Anwesenden, die des Fürsten Art kannten, Veranlassung zu einem weiteren vergnügten Lächeln gab. Sie durchschritt die Reihe unter tiefen Knixen und hatte das Vorzimmer kaum verlassen, als der Fürst das Zeichen gab, daß er nun auch für die anderen zu sprechen sei.

Der Diensthabende eilte zu ihm hinein.

„Was Besonderes?“ fragte der Marschall, dessen Haltung und Miene jetzt allerdings eine ganz andere war.

„Leutnant von Kremer und von Pollau warten am längsten. Dann kam Rittmeister von Lassow, Wachtmeister Baldauf und der Fähndrich von Siegfelfeld. Zuletzt ein fremder Mann, der einen Brief bringt.“

„Von wem?“

„Vom Herrn von Bodtmann. Er sagt, er komme aus Humpoletz.“

„Von Bodtmann? Das muß etwas sehr Eiliges sein. Der Mann mag zuerst eintreten!“

Der Diensthabende trat hinaus und schob den Boten herein. Es war kein anderer als Slugaksch, der Pandur, jetzt aber in der Kleidung eines Knechtes.

„Was will er?“ fragte der Fürst.

Der Bote verbeugte sich auf eine absichtlich sehr linkische Weise und antwortete:

„Ich habe dem Herrn Feldmarschall diesen Brief zu überbringen.“

„Von wem?“

„Von einem vornehmen Herrn, den ich nicht kenne; er hatte eine Dame bei sich und kehrte in dem Gasthaus ein, wo ich diene.“

„Zeige Er her!“

Der Fürst öffnete das Schreiben, ohne das Siegel zu verletzen und las den Inhalt. Während des Lesens schweifte sein Auge ganz zufällig einmal vom Papiere hinweg auf den Boten hinüber und begegnete dabei einem Blick von so eigentümlicher, forschender Schärfe, daß sofort ein Argwohn in ihm erwachte. Darum

gab er sich Mühe, von dem Eindurck, den der Brief auf ihn hervorbrachte, durch keine Miene etwas zu verraten und erkundigte sich dann:

„Er ist also Hausknecht?“

„Ja.“

„Wie viele Mannschaften hat der Trenck in Humpoletz bei sich?“

„Vierhundert, habe ich gehört.“

Das war eine offenbare Lüge, doch hütete sich Leopold, seinen Argwohn zu verraten.

„Erzähle Er mir kurz und bündig, wie Er mit dem Herrn, von dem er diesen Brief empfangen hat, zusammengetroffen ist!“

„Er kam mit einer Dame, einem Kutscher und einem Juden. Sie spannten bei uns aus, und dann wurde er zu dem Trenck geholt, der seinen Paß sehen wollte. Dann hat er den ganzen gestrigen Abend bei den Offizieren gesessen und mir heute sehr früh, ehe er abfuhr, diesen Brief gegeben. Ich mußte gleich fort und habe den Weg gut bezahlt erhalten.“

Er hatte dies im gleichgültigsten Tone und mit einer unbeweglichen Miene gesprochen, die mit dem beobachtenden Blick nicht im Einklang stand.

„Ist auch alles wahr, was Er mir da vormacht?“ fragte der Fürst.

„Wie soll es denn anders sein!“ entgegnete dumm der Fremde.

„Das wäre sein Glück! Aber Er sieht mir mehr nach dem Kalbfell als nach dem Heckerling aus, und so wollen wir die Sache denn einmal untersuchen, bevor wir auf den Leim gehen!“

Er klingelte, und als der Diensthabeende eintrat, befahl er ihm:

„Dieser Mann ist in festen Arrest zu legen. Er gibt sich für einen Stallknecht aus, ich aber halte ihn für einen Panduren. Wer ihn entkommen läßt, muß Spießruten laufen. Schicke Er mir den Leutnant Pollau herein!“

Der Wachthabeende faßte den Boten beim Kragen und schob ihn hinaus, worauf der genannte Offizier Zutritt nahm.

„Was will Er bei mir? Ist es notwendig, sehr notwendig?“ wurde er gefragt.

„Wenn Ew. Exzellenz dringend beschäftigt sind, so kann ich warten,“ antwortete er.

„Gut. Er ist ein ganz leidlicher Reiter. Reite Er sofort hinüber nach Hermanmestetz, wo der Hauptmann von Werden steht und bringe Er diesem die Zeilen, die ich ihm jetzt schreiben werde.“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Der Feldmarschall setzte sich an einen der Tische und führte den Gänsekiel unter lauten Knirschen und Kratzen über das Papier, das er dann zusammenfaltete und versiegelte, ehe es trocken geworden war. Der Offizier entfernte sich damit, und Leopold ließ nun die übrigen Wartenden einen nach dem andern zur Audienz. Darüber verging mehr als eine Stunde, und als endlich der Fürst dachte, fertig zu sein, wurde ihm noch der Jude Lesser Wolf gemeldet.

„Herein, sofort herein!“ gebot der Fürst, denn der Name dieses Mannes ließ Aufklärung über den Brief erwarten. „Schon wieder da?“ rief er dem Eintretenden entgegen, „und zwar mit heiler Haut! Wie weit konntest du dich dem Baron anschließen?“

„Bis Humpoletz, Herr Feldmarschall, Exzellenz!“ antwortete der Jude, indem sich sein Mund zu einem breiten, vergnügten Lachen verzog.

„Nun, ist's wahr, daß der Trenck dort liegt?“

„Es ist so wahr, wie ich hier in diesem Zimmer stehe!“

„Wie stark ist er?“

„Weit über tausend Mann.“

„Ah, so bin ich also doch belogen worden!“

„Von wem, Durchlaucht? War ein Mann mit einem Briefe hier?“

„Ja.“

„In diesem Briefe steht, daß der Trenck verkleidet auf den Jahrmarkt gehen wolle?“

„Ja.“

„Das ist eine Falle, eine großmächtige Falle, in welcher soll werden gefangen unser guter Herr Feldmarschall. Werde ich gleich erzählen, wie mich hat wollen verführen der Trenck, und wie ich habe betrogen den Panduren, daß er auch noch hat bezahlt fünfzig Gulden im Voraus.“

Lesser Wolf stammte nicht aus der Gegend von Glatz, wie er Trenck erzählt hatte, sondern er war einer jener Juden, die, aus anderen Ländern vertrieben, von Leopold die Erlaubnis erhalten hatten, sich innerhalb seiner Landesgrenzen niederzulassen. Er hing daher mit großer Dankbarkeit an seinem Fürsten und hätte diesen um keinen Preis an Trenck verraten.

Leopold ging während des Berichts, den Lesser Wolf lieferte, in höchster Erregung im Zimmer auf und ab.

„Also fangen will er mich!“ rief er endlich. „Mich fangen, mich, den Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, er, der Kroat, der Nichtsnutz? Lächerlich! Aber ich, ich werde ihn fangen! Wart, Bursche! Ich werde deine 3. Kompagnie Panduren so zwischen die Presse nehmen, daß sie an den Choteborer Jahrmarkt denken sollen in alle Ewigkeit!“

Er hätte seinem Grimme noch weiter Luft gemacht, aber der Wachthabende meldete, daß soeben Leutnant von Pollau aus Hermanmestetz zurückgekehrt sei und seine Meldung machen wolle.

„Mag eintreten!“ entschied der Fürst. „Du aber, Wolf, kannst einstweilen gehen. Ich werde nach dir schicken, so bald ich dich brauche!“

Der Jude trat ab, und der Leutnant trat ein. Er bemerkte die zusammengezogenen Brauen und die blitzenden Augen des Fürsten und entfärbte sich. Wenn der Dessauer schlechte Laune hatte, so war es stets gefährlich, in einer nicht ganz und gar ordnungsmäßigen Angelegenheit zu ihm zu kommen.

„Nun?“ fragte der Fürst. „Er hat den Hauptmann von Werden doch getroffen, he!“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

„Welche Antwort gibt er? Wo ist der Feldwebel Steinbach?“

„Der Feldwebel Steinbach, Exzellenz? Ich – ich – – ich bedaure, daß – – –“

Der Fürst blieb vor ihm halten und blickte ihn mit großen Augen an.

„Was bedauert Er? Etwa mich, he?“

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden, der Herr Hauptmann hat den Brief geöffnet – – –“

„Geöffnet? So, also geöffnet hat er ihn? Das ist ja recht freundlich und herablassend von diesem Herrn Hauptmann! Was weiter?“

„Er hat ihn auch lesen wollen und – – – –“

„Lesen wollen? Ah, also auch lesen wollen hat er ihn? Sehr viel Ehre für mich!“ polterte der Fürst, der ahnte, daß er etwas Unerwünschtes zu hören bekommen werde, und dessen Zorn daher von Wort zu Wort immer größer wurde.

„Nun, was hat er denn gelesen, he?“

„Er hat –“ antwortete der Leutnant in höchster Verlegenheit, „er hat – – er – – – –“

„Hat Er etwa das Reden verlernt, Er Schwerenöter? Steht Er da und macht ein Gesicht wie ein Nußknacker, bringt aber keine Silbe fertig! Ich habe keine Zeit, seine rhetorischen Wasserkünste anzustauen. Hat Ihm der Hauptmann eine Antwort mitgegeben?“

„Ja,“ klang es in entschlossenem Tone.

„Wo ist sie? Her damit!“

Der Leutnant griff hinter die Rabatten seiner Uniform und zog einen Brief hervor, den er dem Fürsten überreichte. Dieser betrachtete das Papier unter immer finsterem Stirnrunzeln und rief:

„Nicht zugesiegelt! Ein dienstliches Schreiben! Ist der Hauptmann um den Verstand gekommen? Warte, ich werde ihm eine Lektion geben, wie eine Zuschrift an den Vorgesetzten zu behandeln ist!“

Der Leutnant sagte kein Wort, aber der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn. Der Fürst faltete den Bogen auseinander, um seinen Inhalt zu lesen.

„Was ist denn das?“ fragte er in jenem hohen, verwunderten Tone, dem gewöhnlich ein lauter Donner zu folgen pflegte. „Wie sieht denn das aus? Sind das Buchstaben? Ist das eine Schrift? Wer soll denn das lesen können? Kein Mensch, kein einziger! Das sieht ja aus, als seien Enten in das Tintenfaß gestiegen und dann auf dem Papiere herumgewackelt! Und so ein Kunstwerk schickt man mir, mir, mir!!!“

Er rannte in langen Schritten auf und ab, während dem Leutnant der Angstschweiß von der Stirn tropfte. Dann trat er hart an diesen heran und gebot ihm mit donnernder Stimme:

„Will Er mir wohl jetzt auf der Stelle sagen, welcher Esel dieses Zeug geschrieben hat? Auf der Stelle; sage ich!“

Die Gestalt des Offiziers zog sich soviel wie möglich zusammen und dann erklang es in furchtsamen Tone:

„Diesen Brief haben Ew. Exzellenz selbst geschrieben.“

Die Wirkung dieser Worte war eine eigentümliche. Leopold fuhr um mehrere Schritte zurück, wie einer, der eine giftige Schlange erblickt; dann blieb er halten und blickte den Leutnant mit forschenden Augen an, wie um zu erkennen, ob auch wirklich eine menschliche Gestalt, ein redendes Wesen vor ihm stehe; dann aber trat er mit geballten und hochehobenen Händen auf ihn zu und wettete mit dröhnender Stimme:

„Mensch, Kerl, ich massakriere Ihn! Ich zermalme Ihn! Ich zerbreche Ihn wie einen Peitschenstiel! Wie kann Er sich unterstehen, mich einen Esel zu nennen! Wie kann Er es behaupten, daß ich selbst dieser Scribifex gewesen bin! Stehe Er Rede und Antwort, sonst lasse ich Ihn fünf Jahre lang Tag und Nacht Spießruten laufen!“

„Exzellenz, das ist ja ganz derselbe Brief, den mir Ew. Durchlaucht an den Hauptmann mitgegeben haben!“

„Wo – wie – waaas! Derselbe Brief? Oh! Ah! Derselbe Brief! Ist's die Möglichkeit!“ Er betrachtete das Papier auf allen Seiten und fuhr dann fort: „Es ist wahrhaftig möglich, daß er es ist! Und den bringt man mir zurück! Das wagt man; das untersteht man sich! In diesem Zustande! Sollte man das für möglich halten! Leutnant, jetzt sage Er mir sogleich, was Er mit meinem Briefe angefangen hat, daß er aussieht, als habe er ein halbes Jahr lang in einem Färbetroge gelegen!“

„Ew. Exzellenz haben so dicke Tinte – – –“

„Dicke Tinte – – weiter!“

„Und schreiben mit so breiter Feder – – –“

„Breiter Feder – – weiter!“

„Sodann haben Ew. Durchlaucht das Schreiben geschlossen, ehe die Tinte trocken war, und da die Tinte sehr viel Gummi enthält, so ist das Schriftstück inwendig zusammengeklebt. Der Hauptmann konnte es kaum auseinanderbringen, und als es ihm endlich gelungen war, da konnte er es nicht lesen.“

„Nicht lesen – – weiter!“

„Er sandte mich schleunigst zurück, um Ew. Durchlaucht zu fragen, was die Zeilen denn eigentlich enthalten.“

Das Gesicht, das der Fürst jetzt machte, war gar nicht zu beschreiben. Wut, Schadenfreude, Verlegenheit stritten sich um die Herrschaft über seine Züge, doch behielt der Zorn die Oberhand.

„Leutnant von Pollau,“ sagte er. „Ich soll Ihn also diesen Brief vorlesen?“

„Wenn Ew. Exzellenz die Gnade haben wollen!“

„So sage Er mir zunächst einmal, wer einen Brief zu lesen hat, der Absender oder der Empfänger?“

„Der Empfänger, unter gewöhnlichen Verhältnissen.“

„Wer nun hat diesen Brief abgesandt?“

„Ew. Exzellenz.“

„Und an wen war er gerichtet?“

„An den Herrn Hauptmann von Werden.“

„Wer also hat ihn zu lesen?“

„Der Hauptmann.“

„Wer aber nicht?“

„Ew. Exzellenz.“

„Gut, schön, ausgezeichnet! Sieht Er, daß Er gar nicht so dumm ist, wie Er sich stellt! Ich habe ihn für den Hauptmann geschrieben, und dieser wird ihn auch lesen. Verstanden? Er nimmt also den Brief und reitet damit wieder nach Hermannmestetz, um – – –“

Er wurde unterbrochen. Der Wachthabende trat ein und meldete:

„Feldwebel Steinbach in einer höchst dringenden Angelegenheit!“

Bei diesen Worten ging es wie Sonnenschein über das Gesicht des Fürsten. Er drückte das unglückselige Schreiben in der Hand zusammen und warf es zu Boden, indem er zu dem Leutnant sagte:

„Das ist Sein Glück! Dieser Brief enthielt den Befehl, mir augenblicklich den Feldwebel Steinbach zu schicken. Nun hat es sich erledigt, und Er kann abtreten; wenn Er aber den Hauptmann von Werden trifft, so erkläre Er diesem, daß der Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nicht sein Privatschreiber sei, der die Pflicht hat, ihm die Briefe zu erklären, die der Hauptmann nicht lesen kann!“

Der Leutnant ging mit sehr erleichtertem Herzen, und der Angemeldete trat ein.

„Was, in Zivil!“ rief ihm der Fürst entgegen. „Woher kommt Er denn?“

„Entschuldigung, wenn ich eilig bin und ohne weitere Erklärung vor allen Dingen frage: Wollen Ew. Exzellenz den Trenck fangen?“

„Den Trenck? Versteht sich! Hat Er denn auch bereits davon gehört?“

„So wissen Exzellenz bereits – – –“

„Daß er nach Chotebor zum Jahrmarkt kommen will.“

„Ach, nach Chotebor! Ist das so gemeint! Nein, Exzellenz, wir können ihn bereits heute abend haben.“

„Heute abend? Steinbach, wie denn?“

„Darf ich erzählen, Durchlaucht?“

„Heraus damit, aber schnell!“

„Ich habe eine Liebste, und da wollte – – –“

„Eine Liebste?“ unterbrach ihn Leopold. „Steinbach, mache Er keinen dummen Spaß!“

„Es ist wirklich so, Durchlaucht!“

„Was! Er, der beste, der verlässlichste Feldwebel der ganzen Armee hat sich in ein Mädchen verguckt? Dummheit! Damit komme Er mir ja nicht! Da bin ich Sein Freund gewesen!“

Er stand im Begriff, schon wieder in Zorn zu geraten, aber Feldwebel Steinbach war ein Dessauer Kind und derzeit der Lieblingsunteroffizier des Fürsten; er verstand ihn zu behandeln.

„Durchlaucht,“ meinte er lächelnd, „es haben sich noch ganz andere Kerle verguckt, als ich bin, und es ist zu ihrem Glück gewesen. Meine Agnes ist zwar keine Anna Luise, aber gut und wacker ist sie doch. Wenn Durchlaucht sie einmal sehen werden, na, dann ist es mir um das Jawort gar nicht bange!“

„So! Weiß Er das so gewiß? Es ist sein Glück, daß er mich da an meine Annaliese erinnert hat! Wer ist denn Sein Mädels, he?“

„Sie ist eine Böhmin und war in Halberstadt Köchin beim Major von Walikoff, wo ich sie kennen lernte. Jetzt ist sie wieder bei ihren Eltern in Studenetz. Sie heißt Agnes Engelmann.“

„Engelmann? Hm! War ihr Vater Soldat?“

„Versteht sich! Er hat bei Cassano und so weiter gefochten und – – –“

„Halt!“ unterbrach ihn der Fürst. „Ich mag nichts weiter wissen. Seine liebste Majorsköchin ist die Nichte von meiner Butterfrau, und wenn sie mir gefällt, so darf Er sie heiraten!“

„Butterfrau?“ fragte der Feldwebel ganz verwundert.

„Jawohl, aber das geht Ihn nichts an! Erzähle Er weiter! Ich denke, daß Er des Trencks wegen zu mir kommt?“

„Allerdings! Also, da wir so tatenlos hier liegen, so kam mir der Gedanke, die Agnes einmal zu besuchen. Ich nahm mir Urlaub, zog Zivilsachen an und wanderte nach Studenetz.“

„Wann?“

„Heute früh. Ich dachte, zwei Fliegen mit einem Schlag zu fangen. Erstens sah ich die Agnes, und zweitens konnte ich ein bißchen nach dem Feinde aushorchen. Als ich nach Studenetz komme, erwische ich die Agnes auch sofort auf der Straße – – –“

„Er hat ein ungeheures Glück,“ bemerkte Leopold. „Weiter!“

Der Feldwebel berichtete nun sehr ausführlich über sein Erlebnis und schloß mit der Bemerkung, daß er das Pferd des Müllers fast tot geritten habe, um so bald als möglich in Chrudim einzutreffen. Der Fürst war in einer Aufregung, die gar nicht freudiger sein konnte. Während Steinbach erzählte, lief Leopold unter allerlei Armbewegungen im Zimmer auf und ab; er rieb sich die Hände; er drehte die Spitzen des gewaltigen Zwickelbartes; er fuchtelte mit den Armen in der Luft, und endlich, als Steinbach geendet hatte, rief er:

„Feldwebel, Herzenskerl, der Trenck wird unser. Macht Er wieder mit nach Studenetz?“

„Versteht sich, Durchlaucht!“

„Schön! Aber der König darf vorher nichts erfahren. Wir werden Müller; wir ziehen graue Röcke an, wir platzen diesem Erlenmüller in die Bude wie zwei Bomben. Wir gehen auf den Tanzboden; wir sehen uns Seine Agnes an, oder wie das Mädels heißt; wir tanzen mit ihr; wir machen allerhand Streiche und treiben allerhand Allotria, und zuletzt nehmen wir den Trenck bei der Parabel und befreien das gute Österreich von einem Menschen, der dem Kaiserstaat nur Schaden bringt. Ich sehe auch meinen alten Korporal Engelmann wieder, den – – –“

„Was, Ew. Durchlaucht kennen den Vater meiner Agnes?“

„Versteht sich! Er hat mich bei Cassano aus den Nudeln gezogen. Weiß er, daß du seine Tochter magst, Junge?“

„Nein.“

„Schön, so werde ich deinen Freiwerber machen. Auf so ein Amt verstehe ich mich. Und in den Wald von Steindorf werde ich ein Bataillon Grenadiere legen, welche die Panduren empfangen sollen, wenn sie kommen. So einen Jahmarkt soll Chotebor noch nicht erlebt haben! Wir reiten sogleich ab, bis Labitz oder Stipanow; zwei Schwadronen Husaren mögen uns folgen, und wir nehmen den Korporal Tannert mit, der uns die Husaren herbeiholt, sobald wir sie brauchen. Lauf, Junge, und besorge die Kleider und Wanderbündel, damit der Spaß bald anfangen kann!“ –

4. Im Mehlkasten.

Die Dämmerung hatte bereits begonnen, als sechs Panduren zu Pferde in Studenetz einrückten, voran drei Offiziere und hinter ihnen drei Diener. Zwei der ersteren waren Leutnants; der dritte, der in ihrer Mitte ritt, war Trenck selbst. Seine Gestalt zog die Aufmerksamkeit aller hinter den Türen, Mauern und Hecken versteckten Dorfbewohner auf sich. Die Reiter wurden von den drei Quartiermachern erwartet, von denen je einer sich einem der Offiziere beigesellte, um ihm seine Wohnung zu zeigen.

Als der Oberst mit seinem Diener und Tlasco, dem Unteroffizier, in den Hof der Mühle einritt, waren die Knechte und die zwei Mühlknappen dort aufgestellt, um den unwillkommenen Gästen zu Diensten zu sein. Trenck sprang vom Pferde und trat sogleich in den Stall, um zu sehen, wie man für seine Pferde vorgesorgt habe. Im Stalle standen vier Pferde; neben ihnen war aber noch Platz für drei.

„Wem gehören diese Ziegenböcke?“ fragte er die Burschen.

„Diese Pferde? Uns.“

„Und da sollen auch die meinigen stehen? Hinaus damit!“

„Wir haben nur diesen einen Pferdestall,“ klang die demütige Entgegnung.

Trenck erhob die Hand und gab dem Sprecher eine schallende Ohrfeige.

„Wenn ich befehle, so hat man ohne Widerrede zu gehorchen! Heraus mit euren Tieren!“

Die Knechte schickten sich an, diesem Befehl Folge zu leisten, doch geschah dies dem Obersten nicht schnell genug; er zog daher den Säbel und versetzte dem einen Mühlknappen mit der flachen Klinge einen Schlag über den Rücken.

„Könnt ihr nicht auch mit zugreifen!“ gebot er. „Ich werde euch dienstwillig machen! Tlasco, wo ist der Müller?“

Der Unteroffizier führte ihn nach der Stube; dort saß der Richter ganz allein, die Peitsche in der Hand.

„Er ist der Müller?“ fragte ihn Trenck.

„Ja, der Müller und Richter von Studenetz.“

„Wozu hat er die Peitsche da?“

„Zum Kommandieren. Ohne sie folgt mir keiner.“

„So! Warum steht er nicht auf, he?“

„Ich habe das Kalte in den Beinen; ich kann nicht stehen.“

„So will ich Ihm gleich einmal zeigen, wie gut seine Peitsche zum Kommandieren ist. Passe Er einmal auf!“

Er nahm ihm die Peitsche aus der Hand, trat einige Schritte zurück, um Raum zum Hiebe zu erhalten, und fuhr dann fort:

„Stehe Er auf! Eins – zwei – drei!“

Er versetzte dem Müller drei so kräftige Hiebe, daß dieser laut schreiend emporfuhr und die Hände vorstreckte, um die Peitsche zu ergreifen.

„Sieht Er, wie das hilft! Jetzt marschiere Er einmal durch die Stube, ich werde den Takt dazu schlagen!“

Was man nicht für möglich gehalten hätte, das geschah: der Richter hinkte durch das Zimmer, bei jedem Schritt einen Hieb in die Beine erhaltend. Er verbiß seine Schmerzen und auch seine Wut, der er einem so gewalttätigen Manne gegenüber keinen Ausdruck geben durfte.

„So, jetzt ist er kuriert. Wenn sich ein Rückfall einstellt, so lasse er mich rufen; ich kuriere ihn unentgeltlich, hoffe aber auch, daß ich keine Not bei ihm leide! Wo sind meine Zimmer?“

Der Unteroffizier führte ihn nach oben, wo sich bald ein vielseitiges Poltern erhob, zum Zeichen, daß der Herr Oberst beginne, sich in seinem Quartier nach gewohnter Gemütlichkeit einzurichten. Als es still geworden war, erschien die Magd, die als Wirtschafterin angestellt war und jammerte, daß man ihr die Rauchkammer geplündert und auch die wenigen Flaschen Wein genommen habe, die allein für den Herrn Richter bestimmt seien. Der letztere, der jetzt wieder in seinem Rollstuhle saß, erklärte ihr sehr kleinlaut, daß sie sich schweigsam in alles fügen und ja nicht räsionieren solle.

Während dieses kurzen Gesprächs trat ein Mann ein, dessen Äußeres einen jeden guten Menschen sympathisch berühren mußte. Er war ein Greis, aber ein schöner, kraftvoller Greis, wie man sie im Arbeiterstande selten findet. Er trug ein Kleidungsstück unter dem Arme und begrüßte den Müller mit Höflichkeit, was dieser aber nicht erwiderte.

„Endlich bringst du die Jacke,“ meinte er. „Niemand ist so faul, wie die Schneider; sie haben niemals viel Arbeit und werden dennoch niemals fertig. Wird sie passen?“

„Sie paßt,“ erwiderte Engelman einfach.

„Willst du den Lohn gleich haben?“

„Es hat Zeit.“

„Ich denke, du brauchst ihn, um heute zum Tanz gehen zu können!“

„Was ich dazu brauche, das ist vorhanden.“

„So! Aber um mich zu bezahlen, ist nichts vorhanden!“

„Es sind hundertfünfzig Gulden vorhanden, die du aber nicht genommen hast. Das Fehlende werde ich auch noch ersparen.“

„Du wirst zum Sparen keine Zeit mehr haben, denn wenn du heute mit der Agnes zum Tanz gehst, so komme ich morgen mit dem Wechsel.“

„Diese Schlechtigkeit ist dir zuzutrauen; aber die Agnes erobert du dir nicht damit. Denn wenn es wirklich zum Schuldgefängnis kommen sollte, so wird sich wohl ein barmherziger Jemand finden, der mich von dir erlöst!“

„Bleib!“ rief der Müller und knallte mit der Peitsche hinter ihm her, jedoch vergeblich. Er war von Zorn und Eifersucht erfüllt; er wollte das Mädchen um jeden Preis gewinnen, und – jetzt kam ihm ein Gedanke, dem auch sogleich die Ausführung folgte, denn der Panduren-Unteroffizier trat ein, um zu melden, daß er sich jetzt nach seinem Quartier begeben werde, da der Oberst gegenwärtig seiner nicht mehr bedürfe.

„Ihr quartiert also wirklich bei Engelman?“ fragte ihn der Müller.

„Jawohl.“

„Ich bin der Pate des Mädchens. Wenn Ihr Euch fern von ihr halten wolltet, so würde ich Euch unter vier Augen ein wertvolles Geheimnis anvertrauen.“

„So!“ lachte der Pandur. „Ihr alter Sünder habt wohl selbst ein Auge auf das Mädchen? Wie viel ist denn das Geheimnis wert?“

„Hundertfünfzig Gulden.“

„Ah! Ist das wahr?“

„Hundertfünfzig blanke Gulden! Laßt mir das Mädchen in Ruhe, so sollt Ihr sie haben.“

„Für eine solche Summe tut man schon etwas, gebt sie her!“

„Nein, ich zahle sie nicht, sondern das Geheimnis ist so viel wert. Habt Ihr bei Engelman das Tellerbrett hinter dem Ofen bemerkt?“

„Ja.“

„Es sind zwei kleine Zugkästen daran?“

„Ich weiß es.“

„In dem Kästchen liegen rechts blanke hundertfünfzig Gulden, Herr Unteroffizier. Jetzt kennt Ihr das Geheimnis. Werdet Ihr Wort halten?“

Der Pandur stieß ein zynisches Lachen aus.

„Ich werde erst sehen, ob das Geld wirklich zu haben ist, gehabt Euch wohl, Richter, Ihr werdet morgen Bescheid hören!“

Er ging. An seiner Stelle kam der Wächter hereingehumpelt.

„Kommst du endlich einmal!“ schallte es ihm entgegen. „Da kann man sterben und verderben, wenn man sich auf dich verlassen soll!“

„Ich bin nicht bloß für den Richter, sondern für die ganze Gemeinde da,“ entschuldigte sich Matthias Schulazek. „Der Bachbauer schickt mich zu Euch um Hilfe; der Offizier, den er erhalten hat, schlägt alles entzwei, weil ihm nichts gut genug ist, was er empfängt.“

„Sage ihm, er soll es sich grad so gefallen lassen, wie ich selber. Der Trenck hat mich gleich beim Willkommen mit meiner eigenen Peitsche traktiert.“

„Ist's die Möglichkeit!“

„Ja; er hat so lange zugeschlagen, bis ich in der Stube herumgesprungen bin.“

„So hat doch meine Emilka wieder recht. Sie sagt immer, daß ein jeder seinen Mann findet. Der Eurige, Erlenmüller, das ist der Trenck. Das muß ich gleich der Emilka wieder erzählen!“

„Bleib!“ gebot der Richter, indem er zum Schlage ausholte.

Der Büttel fing den Hieb sehr kunstgerecht mit seinem hölzernen Beine auf und stampfte hinaus. Für heute war es um das Ansehen des Richters geschehen. –

Droben in dem Zimmer, in dem sich der Oberst befand, wurde jetzt wieder ein längeres Schelten und Tumultieren laut, und kurze Zeit später traten die beiden Mühlknappen herein.

„Was wollt Ihr?“ fuhr ihr Meister sie an.

„Herr,“ meinte der eine, „wir haben bisher geglaubt, daß wir nur für die Mühle zu arbeiten haben, für das Haus und die Wirtschaft sind doch wohl die Knechte da!“

„Es wird kein Unterschied gemacht. Ihr arbeitet, wo Ihr gebraucht werdet,“ lautete der Bescheid.

„Aber den Trenck haben wir nicht zu bedienen!“

„Und doch, ich habe es Euch befohlen, und damit ist's genug!“

Um seinen Worten den gewohnten Nachdruck zu geben, knallte er ihnen die Peitsche um die Beine.

„So wissen wir, woran wir sind,“ sagte der Sprecher wieder. „Wir gehören zu Euch und wollen Euch dienen, aber mit dem Trenck mögen wir nichts zu tun haben. Mir hat er vorhin den Säbel über den Rücken gezogen, daß die Haut aufgesprungen ist, und der Kamerad hier hat eben jetzt da oben eine ganze Schüssel mit Eiern an den Kopf bekommen; ein Glück noch, daß sie gesotten waren, sonst würde er ein schönes Aussehen haben. Wir gehen fort und kommen erst wieder, wenn der Pandur nicht mehr zu sehen ist!“

„Halt! Bleibt!“ gebot der Müller mit einem kräftigen Peitschenknall; aber wie waren beide bereits zur Tür hinaus.

Er fühlte große Lust, seinen Gefühlen durch einige Kernworte Luft zu machen, als er draußen im Flur fragen hörte, ob hier die Erlenmühle sei; und auf die bejahende Antwort der entweichenden Mühlknappen wurde sehr bescheiden an die Thür geklopft, und es traten zwei Menschen herein, denen man das staubige Müllerhandwerk auf den ersten Blick ansehen konnte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der ältere von ihnen.

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete der Müller. „Wer seid ihr?“

„Gott zum Gruße, und dem Herrn Meister zu Ehren,“ lautete der Handwerksspruch. „Wir sind zwei wandernde Gesellen des ehrsamten Müllerhandwerks und der löblichen Zeugarbeiterkunst und kommen, den Meister zu fragen, ob er nicht ein Nachtlager oder gar eine gute Arbeit für uns hat.“

„Habt Ihr eure Bücher bei euch?“

„Jawohl!“ ertönte die Antwort in tiefstem Baß, wobei sich der Sprecher seinen martialischen Zwickelbart strich. Es war der Dessauer.

„Zeigt sie her!“

Sie legten beide ihre wohlgefüllten Ranzen ab, öffneten und nahmen die Bücher heraus. Es waren zwei französische Arbeitsbücher, welche der Feldwebel Steinbach in der Eile bei zwei Soldaten aufgetrieben hatte, die geborene Franzosen waren, vom Dessauer aber sich hatten anwerben lassen. Die Bücher hatten sie sich als Andenken aufgehoben gehabt. Der Müller öffnete sie und warf einen Blick hinein.

„Was ist das für eine Sprache?“ fragte er. „Die kenne ich nicht.“

„Es ist französische Schrift,“ antwortete Steinbach. „Ich stamme aus Linz und mein Kamerad aus dem Preßburgischen. Aber wir haben jahrelang in Frankreich gearbeitet, wo man als Müller etwas lernen kann, und da mußten wir uns auch französische Bücher anschaffen.“

Das leuchtete dem Richter ein. Sie waren zwei ungewöhnlich kraftvolle Gestalten, hatten gute Sachen, gefüllte Felleisen und waren gar in Frankreich gewesen; das wären gewiß zwei tätige, solide Arbeiter, mit

denen er Ehre einlegen konnte; dazu kam, daß seine beiden Knappen ihn verlassen hatten, und so antwortete er:

„Ihr könnt hier gute Arbeit haben. Ruht euch heute aus; die Mühle steht; und morgen könnt ihr euch die Gelegenheit ansehen. Drüben in der Mühle stehen zwei Betten, und in der Küche gibt es Essen genug. Wie heißt ihr?“

„Ich heiße Naumann,“ antwortete der Fürst.

„Und ich Baumann,“ erklärte der Feldwebel, „das merkt sich gut.“

„Schön! Ich hoffe, daß ich mit Euch zufrieden sein kann. Jetzt geht!“ –

Unterdessen war der Unteroffizier Tlasco das Dorf hinabgeschritten, an der Schänke vorüber, wo soeben die Tanzmusik begann, bis zu seinem Quartier am Ende des Ortes. Er fand die drei Leute, Vater, Tochter und die kränkliche Mutter, wegen des Abendbrotes seiner wartend und setzte sich an den Tisch. Als er seinen Blick auf das kärgliche Essen warf, fragte er drohend:

„Soll das für mich sein?“

„Ja,“ antwortete Engelmann sehr gleichmütig.

„Wo denkt ihr hin! Das ist nichts für Unsereinen!“

„So geht dahin, wo Ihr etwas Besseres findet. Ihr seid aus eigenem Antrieb zu uns gekommen, und wir sind arme Leute.“

Er erhob sich mit den Seinen, um das Tischgebet zu sprechen. Der Pandur lachte roh und verließ die Stube. Er trat erst wieder herein als sie satt waren und setzte sich nieder, um das Übrige zu verzehren, erklärte aber, daß er gewohnt sei, ohne Zuschauer zu essen. Engelmanns verließen infolgedessen die Stube. Kaum aber waren dieselben hinaus, so sprang er auf, trat zu dem Tellerbrett, öffnete das Kästchen und fühlte auch sofort den gefüllten Beutel. Er steckte ihn zu sich und setzte dann die Mahlzeit fort. Als er fertig war und der Wirt wieder hereintrat, erklärte er ihm, daß er jetzt zu Bier gehen und wohl erst spät heimkommen werde. Er ging.

Nun machte sich auch Engelmann bereit, mit Agnes nach dem Saale zu gehen; da aber hörten sie draußen Schritte und sahen einen Augenblick später beim Scheine der Lampe zwei hohe, grau gekleidete Gestalten unter der Tür stehen.

„Gott grüß Euch, Korporal Engelmann!“ sagte eine tiefe, kräftige Baßstimme, der man die Gewohnheit des Befehlens anhörte.

„Herr Jesus!“ rief er, als er in das kräftige, dunkel gebräunte Gesicht des Sprechers blickte. „Das ist unmöglich!“

„Was ist unmöglich, Korporal Engelmann?“

„Das Ihr es seid, Durchlaucht! Ich muß mich irren!“

„Wahrhaftig, kennt mich der Engelmann nach siebenunddreißig Jahren wieder!“ schmunzelte der Fürst. „Und noch dazu in diesem Rock! Ich muß doch ein rechtes Spießrutengesicht haben, weil es gar nicht zu vergessen ist!“

„Also wirklich!“ rief der Schneider. „O welch’ eine Freude, welch’ eine Überraschung! Tretet näher, durchlauchtigste Exzellenz!“

„Schreie Er nicht so, und lasse Er diese durchlauchtigste Exzellenz bei Seite! Wir sind in Feindes Land, und da braucht es nicht mit Kanonen in die Welt hinaus geschossen zu werden, wer ich bin. Komme Er herein, Feldwebel Steinbach! Wir sind hier bei braven Leuten, die uns nicht verraten werden.“

„Soll mich Gott bewahren, gnädigster Herr! Frau, Tochter, das ist Seine Durchlaucht, mein einstiger Generalissimus. Holt herbei, was das Haus vermag! Wir sind arm, aber Exzellenz werden fürlieb nehmen.“

„Schnickschnack!“ meinte der Fürst. „Hier muß nicht gleich gegessen und getrunken werden. Setzt Euch fein hübsch nieder! Das Übrige wird sich finden. Feldwebel, Er gehört dorthin zur Jungfer, und ich setze mich zu den beiden Alten. So! Und nun sage Er mir einmal, Korporal Engelmann, ob Er ein guter Österreicher ist!“

„Das versteht sich, Durchlaucht. Ich sage es aufrichtig, obgleich – – –“

„Papperlapapp, rede Er nicht! Es ist Seine Pflicht und Schuldigkeit, auf Seine Königin etwas zu halten. Versteht Er mich. Ich bin Ihr auch nicht gram. Also wollen wir die Politik und den Krieg einmal beiseite lassen und von unsern eigenen Angelegenheiten reden.“

„Aber die Panduren, Exzellenz!“ warnte Engelmann. „Ich habe auch einen!“

„Pah! Ich werde sie bald alle haben! Was gehen mich die Panduren an. Ich habe eine ganz andere Sorge, und die kann Er von mir nehmen, Engelmann!“

„Wenn ich es doch könnte!“

„Ich habe mir nämlich da im Anhaltischen ein neues, schönes Gut gekauft, zu welchem ich einen tüchtigen Pächter brauche. Den Pächter hätte ich; da sitzt er vor mir, der Feldwebel Steinbach, mein Leibgrenadier, der bei allen meinen Streichen dabei sein muß.“

„Durchlaucht!“ rief Steinbach überrascht.

„Halte Er den Mund, Feldwebel, und rede Er erst dann, wenn man Ihn fragt! Also der Pächter wäre gefunden, aber mit der Pächterin, da hapert es noch gewaltig. Nämlich die soll und muß extra Agnes heißen oder so ähnlich, und ihr Vater muß Korporal gewesen sein und den jungen Dessauer damals aus dem Kanal gezogen haben; anders tut es der Feldwebel, der Schwerenöter nicht. Was meint Er dazu, Engelmann?“

Der Gefragte wußte vor Überraschung gar nicht, was er antworten sollte; darum fuhr der Fürst fort:

„Da gucke Er sich einmal Seine Agnes an, ob sie nicht rot wie Blut geworden ist! Nämlich dieses hinterlistige Volk kennt sich bereits von Halberstadt her und hat sich durchaus eingebildet, als Mann und Frau mir eines meiner besten Güter hinwegzupachten. Es ist geradezu unerhört. Aber was will man machen? Das Gut ist einmal da, sie beide selbst auch, und nun fehlt bloß noch, daß die Eltern nichts dagegen haben. Ich denke, es wird am besten sein, Er streckt das Gewehr und macht, daß Er bald Schwiegervater wird!“

„Exzellenz, das kommt so unerwartet, so überraschend, daß ich mich noch gar nicht zu fassen vermag!“

„Schockschwerenot! Er soll sich ja auch gar nicht fassen! Was Er zu fassen hat, das sind hier diese beiden Hände; die legt Er in einander und sagt sein Ja und Amen. Vorwärts und abgemacht! Wenn sich Zwei so richtig gut sind, so muß man sie zusammentun; das habe ich an meiner alten Annaliese erfahren. Also macht, und tut Eure Schuldigkeit, Ihr beiden Alten, sonst nehme ich Euch bei den Ohren!“

„Das heißt ja, die Festung ohne Belagerung gleich mit einem Handstreich genommen!“

„Bin es so gewohnt. Also, wie wird's!“

„Ist's denn wahr, Agnes, daß ihr euch kennt?“

Sie nickte glühend.

„So! Ich habe kein Wort davon gewußt!“

„Aber die Mutter!“

„So! Die Mutter! Na, Herr Feldwebel, ich kenne Ihn nicht, aber Sein Kriegsherr achtet Ihn, und da muß Er ein braver Kerl sein. Ich bin arm und kann Ihm nichts geben; aber meinen einzigen Reichtum, mein Kind, das soll Er haben. Der Herrgott mag herniederblicken und sein Ja und Amen dazu sagen! Komm, Mutter, gib auch du den Kindern deine Hand!“

Das war so recht ein Streich, wie Leopold ihn liebte. Noch kaum fünf Minuten anwesend, hatte er eine Verlobung zu Stande gebracht und fünf Menschen glücklich gemacht, denn er selbst fühlte sich ja auch glücklich über sein Werk.

„Also es bleibt dabei,“ meinte er fröhlich, „wenn der liebe Herrgott uns diesen Krieg überleben läßt, so ist der Pächter fertig, und die Schwiegereltern kommen mit zu uns! Für seinen Bruder, Engelmann, den Schulmeister mit dem Seifenhandel, wird sich auch etwas finden. Ich habe seiner Alten einen ganzen Korb voll Butter und Käse abgekauft. Das ist ein blitzmäßiges Weibsbild; die hat Haare auf den Zähnen! Fragt mich die alte Susanne, wer ich denn eigentlich sei, daß ich so wenig Sums mit ihrer Butter mache! Und, Korporal, wie steht Er denn eigentlich mit dem Richter? Der Feldwebel hat mir erzählt, daß Er dem Kerl etwas schuldig ist?“

„Das wird gleich morgen bezahlt,“ antwortete Agnes schnell.

„Hast du denn Geld?“ fragte ihr Vater verwundert.

„Ja, genug! Der Wilhelm hier hat mir heute am Vormittag vierhundert Gulden gegeben.“

„Vierhundert Gulden!“ rief Engelmann erstaunt. „Ist das ein Geld! Also habt ihr schon heute am Vormittag mit einander gesprochen?“

„Ja,“ antwortete der Fürst an des Mädchens Stelle. „Doch davon braucht Er nichts zu wissen. Er ist ein guter Österreicher, und so ist es besser, Er fragt heute gar nicht, was wir hier wollen. Wie beide sind Mühlknappen beim Richter, basta, abgemacht! Und nun, Korporal, gehe Er mit der Agnes auf den Saal; wir zwei werden gleich nachkommen!“

„Aber die Panduren, Durchlaucht!“

„Panduren hin, Panduren her! Ich heiße Naumann, und dieser heißt hier Baumann, und diese Nau- und Baumnner wollen mit der Agnes einen Hopser tanzen. Versteht Er mich! Rechts um, vorwärts marsch!“ –

Unterdessen ging es in der Schnke lustig zu. Das Jungvolk tanzte im Saale, und die Alten saßen in den beiden Nebenstuben, von wo aus sie auch zuweilen einen Blick auf den Saal werfen konnten. Auch die Niederstube war gefllt von Gästen, doch gab es hier einige verdrossene Gesichter. Sie gehörten den Honoratioren des Dorfes an. Diese hatten ihr Hinterstbchen räumen müssen, denn der Trenck war mit seinen zwei Leutnants gekommen, hatte sich dort zwischen einer Batterie von Weinflaschen festgesetzt und litt keinen Dörfler in der Herrenstube.

Es trug sich heute überhaupt manch Ungewöhnliches zu; das Erstaunlichste aber war, daß man den Richter auf dem Rollstuhle gebracht hatte. Zwei seiner Knechte hatten ihn hinauf in den Saal schaffen müssen; da saß er nun in einer Ecke und sah dem Tanze zu. Den Grund konnte kein Mensch begreifen.

Später setzten sich zwei fremde Mllerburschen zu ihm, von denen er den Nachbarn erzählte, daß sie aus Frankreich gekommen seien und bei ihm in Arbeit treten würden. Sie sahen recht reputierlich aus und mußten sich ein Geld gespart haben, denn sie litten nicht, daß der Meister für sie bezahlte. Einer war freilich bereits in die Sechzig, aber solche gab es ja genug, die das Wandern einem seßhaften Leben vorziehen und es doch zu etwas bringen.

Noch später kam auch der alte Engelmnn mit seiner Tochter, was gar selten geschah und auch einiges Aufsehen erregte. Der Panduren-Unteroffizier, der ebenfalls zugegen war, ging gleich auf Agnes zu, um sie zum Tanz zu holen, wurde aber von ihr zurückgewiesen.

Und nun begab sich noch etwas Auffälliges: der jüngere der beiden Müller, der um einen Kopf länger und um eine Achsel breiter war als alle Männer im Saal, forderte Agnes auch zum Tanze auf, und mit diesem tanzte sie. Während dieses Tanzes erzählte Agnes dem Feldwebel, der mit dem Fürsten doch noch eher von Engelmnns aufgebrochen war, als sie mit ihrem Vater, daß die hundertfünfzig Gulden aus dem Kästchen verschwunden seien. Sie hatte die vierhundert Gulden hineinlegen wollen und dabei bemerkt, daß der Beutel fort sei. Kurz vor dem Abendessen war er noch dagewesen. Kein anderer als der Pandur konnte ihn haben, der ganz allein in der Stube gesessen hatte.

„Du bekommst das Geld wieder,“ tröstete Steinbach. „Dafür werden wir sorgen, der Fürst und ich!“

Den nächsten Tanz schlug sie dem Panduren abermals ab, der darüber vor Zorn blutrot wurde, tanzte ihn aber doch mit dem alten Müller, der einen so großen Zwickelbart trug. Als dieser sich nachher wieder zu dem Richter setzte, meinte dieser:

„Hört, Leute, die Agnes ist nichts für euch! Ich bin der Pate und leide nicht, daß sie tanzt. Lat es also sein, wenn wir gute Freunde bleiben wollen!“

„Wenn wir den Vater fragen, und er erlaubt es uns, so ist's genug!“ hatte da der jüngere Müller gesagt und war gleich beim nächsten Tanz wieder mit ihr angetreten. Dann tanzte der Alte abermals mit ihr, nachdem sie den Panduren zum dritten Mal abgewiesen hatte.

Dieser stellte sich ergrimmt hart an die Reihe der Tanzenden, und als das Paar an ihm vorüber wollte, hielt er das Bein vor, damit es darüber stürzen solle. Der Alte aber mochte so etwas erwartet haben; er hielt an, stieß dem Panduren die Faust unter das Kinn, daß dieser nach hintenber flog, und tanzte dann weiter, als ob gar nichts geschehen sei.

Auch die drei Diener Trencks und seiner Offiziere und die andern Quartiermacher waren da. Sie rotteten sich zusammen, und als der Tanz vorüber war, traten sie an den Tisch, an dem die beiden Müller saßen.

„Wie kann Er mich schlagen!“ meinte der Unteroffizier. „Sofort verläßt Er den Saal, oder wir leuchten Ihm hinab!“

„Packe Dich fort, Kerl!“ lachte der Fürst. „Sonst klopfe ich euch sechs Pfefferkuchenmnner zu Mehl! Aber ehe du gehst, gibst du das Geld heraus, das du deinem Wirte gestohlen hast!“

„Ich? Gestohlen? Mensch, das sag noch einmal!“

„Nein; sagen werde ich es nicht; aber nehmen werde ich es!“

Im Nu hatte er den Panduren gepackt; der riesige Feldwebel hielt diesen so fest, daß er kein Glied zu rühren vermochte, und ehe seine fünf Kameraden nur Zeit gefunden hatten, ihm zu helfen, zog der Fürst ihm den Beutel aus der Tasche.

„Ist das Sein Beutel, Engelmnn?“ fragte der Fürst.

„Ja, er ist's!“ rief dieser erfreut.

„Hier, nehme Er ihn!“

„Halt, das Geld ist mein!“ brüllte der Pandur und faßte den alten Engelman bei der Gurgel.

In diesem Augenblick aber standen auch bereits die beiden Müller dabei; eine Minute lang bildeten sie mit den sechs Panduren einen Knäuel, dann flogen diese einer nach dem andern zur Tür hinaus und zur Treppe hinunter. Der riesige Feldwebel hatte gleich zwei auf einmal genommen.

Die anwesenden Dörfler verhielten sich vollständig ruhig bei diesem Auftritt, nach dem die Musikanten sofort einen neuen Tanz aufspielten. Während desselben trat ein Fremder in den Saal, der bisher in der Niederstube gesessen hatte. Er trat auf den älteren Müller hinzu und flüsterte ihm in das Ohr:

„Exzellenz, die Kerls sind unten beim Trenck; er wird mit den Leutnants gleich nach oben kommen.“

„Gut, Korporal Tannert,“ lautete die Antwort. „Es ist hohe Zeit; hole Er die Husaren. Sie mögen sogleich nach ihrer Ankunft die Mühle und die Schänke besetzen!“

Der Korporal hatte kaum den Saal verlassen, und der Tanz war ausgespielt, so wurde die Tür aufgerissen, und die gewaltige Gestalt Trencks trat in den Saal, hinter ihm die beiden Leutnants und drei Panduren. Die übrigen drei hatten sich beim Sturz zur Treppe hinunter Schaden getan. Er warf sein Auge wild im Kreise umher und fragte mit dröhnender Stimme:

„Wo sind die Halunken, die sich an meinen Leuten vergriffen haben?“

Als keine Antwort erfolgte, trat er an den Tisch, wo die beiden Müller saßen.

„Ihr wart es! Müller sind es gewesen. Ihr habt – –“

Er hielt mitten in der Rede inne. Sein Blick war schärfer auf Leopold gefallen, und obgleich er ihm persönlich noch nicht begegnet war, so hatte er doch sein Bild gesehen. Er fragte daher:

„Wer ist Er, he?“

Leopold erhob sich und der Feldwebel mit ihm. Sie konnten es nicht wagen, inmitten dieser feindlichen Bevölkerung sich zu erkennen zu geben; darum antwortete der Fürst:

„Kein Räuber und Pandur!“

„Mensch!“ rief Trenck, „das zahlst du mit dem Leben!“

Er riß ein Pistol hervor, stürzte aber sofort steif wie ein Klotz zur Erde nieder; die gewaltige Faust des Grenadier-Feldwebels hatte ihn an die Schläfe getroffen. Im nächsten Augenblick lagen auch die beiden Leutnants am Boden, noch ehe sie ihre Waffen hatten gebrauchen können; dem Unteroffizier ging es ebenso, und nur die beiden Panduren entkamen.

Das war schneller gegangen, als es erzählt werden kann. Die Anwesenden waren vor Schreck und Erstaunen ganz sprach- und bewegungslos, und nur der Richter hatte seine Fassung behalten.

„Um Gotteswillen, was tut ihr da!“ rief er. „Ich muß euch arretieren!“

„Er? Uns? Was fällt Ihm ein! Er will Richter sein und kennt seine Generalität nicht besser?“ donnerte der Fürst ihn an. „Da, sehe Er her! Und wenn Er es wagt, nur mit einem einzigen Wort zu mucksen, so lasse ich Ihn krumm schließen!“

Er hatte seinen grauen Rock um ein Weniges geöffnet, so daß man einen großen, goldenen Ordensstern, nicht aber die Farbe seines Unterrockes zu sehen vermochte.

„Ich bin gekommen, den Trenck zu arretieren und werde ihn jetzt nach der Mühle transportieren lassen. Beordere Er zwei Mann dazu! – Und Ihr, Herr Oberstwachmeister“, wandte er sich an den Feldwebel, „bleibt hier zurück, um die anderen zu überwachen, bis unsere Szekler Husaren kommen. Wer den Saal oder die Schänke ohne Eure Erlaubnis verläßt, dem wird der Prozeß gemacht. Der Richter ist für alles verantwortlich!“

Der Richter war über alle Maßen betreten, als er in seinen beiden neuen Mahlburschen so unerwartet zwei hohe preußische [österreichische] Offiziere erkennen mußte. Er beorderte zwei Männer, die Trenck, nachdem ihm die Waffen abgenommen worden waren, vom Boden emporhoben und forttrugen. Der Fürst folgte ihnen.

Der Pandur war noch besinnungslos und so schwer, daß die beiden Träger alle ihre Kräfte anstrengen mußten. – So hatte man die Mühle beinahe erreicht, als ihnen der Wächter begegnete.

„Was geht hier vor? Wer ist das?“ frug er.

„Es ist der Trenck“, antwortete der Fürst. „Packe Er sich Seiner Wege!“

[316-a] „Na, na, nur nicht so grob! Der Trenck! So betrunken! Hm, wenn das die Emilka hört; die wird sich wundern!“

Damit ging er weiter.

Sie schritten jetzt am Mühlteiche vorüber, da stieß der eine Träger einen Schrei aus und lief davon; der andere folgte ihm, und – Trenck stand grad und hoch vor Leopold.

„Ah, hat Er sich betrügen lassen!“ spottete er. „Er hat wohl nicht geglaubt, daß mir die Besinnung unterwegs kommen könnte. Jetzt ist es aus mit Ihm!“

Er warf sich auf den Fürsten. Dieser trat zur Seite und wollte ihn von hinten packen; so drehten sie sich einige Male um einander herum, bis sie, das Wasser nicht beachtend, in den Teich stürzten. Hier wendete Trenck seine ganze Kraft an, den Gegner unterzutauchen, aber es gelang ihm nicht, denn die Verzweiflung gab dem Fürsten doppelte Kräfte. Leopold war dem Panduren nicht gewachsen; er mußte sein Heil in der Flucht suchen, aber er mußte auch so fliehen, daß Trenck ihn nicht entgehen konnte; das wäre nach derjenigen Richtung gewesen, aus der er seine Husaren erwartete; er aber machte es anders. Es gelang ihm, loszukommen und sich am Ufer emporzuschellen. Er sprang, von dem Panduren verfolgt, nach der Mühle hin, erreichte deren Eingang und auch den Mühlenraum; aber der Pandur war immer so nahe hinter ihm, daß es ihm nicht gelang, eine Tür zwischen sich und ihn zu bringen.

In dem unheimlichen und gefährlichen Raum war es vollständig finster. Der Fürst hatte, als er mit dem Feldwebel sich die Lagerstelle betrachtet hatte, eine Tür bemerkt, die von hier aus hinaus nach dem Mühlendamm führte; dieser wandte er sich zu. Leider aber hatte er nicht gemerkt, daß in derselben Richtung ein großer, breiter Kasten stand, welcher beinahe bis obenheran mit Aftermehl angefüllt war. Er rannte mit Macht dagegen an und stürzte hinein. Trenck hatte den Fall gehört, griff im Dunkel zu und erkannte durch das Gefühl augenblicklich die Situation.

„Jetzt habe ich dich!“ rief er. „Nun magst du ersticken, Ker!“

Er strengte sich an, den Kopf des Fürsten unter die Oberfläche des Mehls zu bringen. Dieser aber hielt sich mit Händen und Füßen am Rande des Kastens fest. Hätte Trenck die Hände des Gegners gelöst, so wäre es um diesen geschehen gewesen. Es war ein fürchterlicher Kampf, lautlos, heimtückisch; und sicher wäre Leopold noch unterlegen, als auf einmal draußen lautes Pferdegetrappel erscholl und preußische Kommandorufe ertönten. Trenck stieß einen Schrei der Wut aus und machte eine letzte, aber auch vergebliche Anstrengung. Es gelang Leopold, den Mund vom anklebenden Mehle zu befreien und einen hinauserschallenden Hilferuf auszustoßen.

„Man ruft um Hilfe“, ertönte draußen eine Stimme.

„Abgesessen und hinein!“

Von den Bewohnern der Mühle war niemand daheim; sie waren alle auf den Tanz gegangen: Doch fanden sich die wackeren Husaren schnell zurecht. Beim zweiten Schrei Leopolds standen sie bereits an der offenen Tür, und nun erst ließ Trenck von seinem Gegner ab. Auch er mochte die betreffende Tür gesehen haben; er eilte ihr zu, öffnete und sprang hinaus auf den Damm. Leopold merkte es, warf sich aus dem Kasten heraus und folgte ihm. Draußen sah er ihn bereits hinter den Weiden, die den Teich umsäumten, verschwinden.

„Hierher! Mir nach!“ rief er, indem er der Richtung folgte, in der er Trenck hatte fliehen sehen.

Er flog über eine Wiese und dann über frisch besäete Felder. Nun hörte er auch Hufschlag hinter sich, und bald war er von Reitern umgeben.

„Da vorn flieht er!“ rief er ihnen zu.

„Wer?“

„Der Trenck!“

„Und wer ist denn Er?“

„Alle Wetter, Rittmeister, nehme Er mich gefangen, aber lasse Er Seine Schwadron sich entwickeln. Da vorn flieht der Trenck; er darf uns nicht entgehen!“

Der Rittmeister hatte diese Stimme erkannt; er gab den Befehl zum Streuen und nahm den Fürsten dann unter seinen Schutz, um ihn möglichst unbemerkt zur Mühle zurückzubringen.

Leopold konnte sich vor keinem Menschen sehen lassen. Das Bad im Teich hatte seine Kleidung vollständig durchweicht, und durch den Kampf im Mehlkasten war ein förmlicher Teig entstanden, in dem der

Fürst stak wie der Kern in der Zuckermandel. Er mußte sich bis auf Weiteres mit dem Kleidervorrat des Müllers begnügen und, wenn auch zähneknirschend, Stubenarrest halten.

Trenck war entkommen, aber die anderen alle hatte man festgehalten; die Husaren ritten mit ihnen ab, während Leopold in geliehenen Kleidern mit dem Feldwebel später folgte. Der alte Korporal Engelmann begleitete sie eine Strecke weit und nahm dann Abschied von ihnen – nicht für immer. Auf dem Rückweg traf er den Wächter.

„Weißt du nicht, wer gestern diese preußischen Offiziere waren?“ fragte ihn dieser.

„Nein.“

„Hm! Auch meine Emilka weiß es nicht, und die bekommt doch sonst alles heraus, ich muß weiter fragen!“

Sein Fragen hat kein Ergebnis gehabt. Noch Jahrzehnte später erzählten die Bewohner von Studenetz, daß Trenck bei ihnen von den Preußen überfallen worden sei, aber niemand wußte zu sagen, wer die Müller gewesen waren.

Kurze Zeit nach jenem Ereignisse, am 17. Mai 1742, wurde die Schlacht von Chotusitz geschlagen, auf die der Breslauer Friedensschluß⁹ folgte, und wenige Wochen später zog die schöne Agnes mit ihren Eltern nach dem Anhaltischen; auch ihr Oheim bekam dort eine Stelle, die so besoldet war, daß seine „Alte“ nicht mehr mit Butter, Käse und Seife zu handeln brauchte.

Slugaksch soll erschossen worden sein, doch ist dies nicht genau zu behaupten.

In den Steinbachschen Familienpapieren befindet sich noch heute ein in wunderlicher Orthographie geschriebener Brief des alten Wächters Matthias Schulazek, in dem er sagt, daß seine Emilka noch immer nicht erfahren habe, durch wen damals das ganze Aftermehl aus dem Kasten geworfen worden sei. – – –

⁹ Am 11. Juni 1742; durch ihn wurde Schlesien mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf an Preußen abgetreten.

Die Fanna.

Es treibt die Fanna¹⁰ heimatlos
Auf der bewegten Flut,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht.

Er breitete die Netze aus
Im klaren Mondenschein,
Sang in die stille Nacht hinaus
Und träumte sich allein.

Da rauscht es aus den Fluten auf,
So geistergleich und schön;
Er hielt den Kahn in seinem Lauf
Und ward nicht mehr geseh'n.

Nun treibt die Fanna heimatlos
Auf der bewegten Flut,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht.

(1887)
Aus „Der Weg zum Glück“.

Karl May.

¹⁰ Eine Wasserpflanze, die nicht im Boden wurzelt, daher ihren Standort immerwährend ändert; besonders häufig im Tsadsee. Vgl. Karl May, „Im Lande des Mahdi“ Bd. II. S. 372.

Bei den Aussätzigen.

Reiseerzählung aus Syrien.

Von Karl May.

Es war in Damaskus. Am Weihnachtsheiligabend. Ein gutes Stück hinter dem Vorort Es Salehije. Auf dem Wege, den man zu jener Zeit den „Weg der Aussätzigen“ nannte, weil er an der Stätte vorüberführte, die diesen Unglücklichen damals zum Aufenthalt im Freien angewiesen war. Sie hockten und lagen da in allen möglichen Stadien ihrer entsetzlichen Krankheit an der Erde herum und flehten das Mitleid der Vorübergehenden an, von deren Gaben sie lebten. Geld nützte ihnen nichts, da kein Mensch es nach ihnen wieder berührt hätte. Darum konnte man sie nur mit Gebrauchsgegenständen und Nahrungsmitteln unterstützen, und da nur sehr wenige von den Leuten, die diesen Weg begingen, dergleichen Dinge bei sich führten oder übrig hatten, so kann man sich denken, daß diese Gaben sehr spärlich ausfielen und nicht imstande waren, den Hunger dieser armen Geschöpfe zu stillen und ihre Blöße zu bedecken. Dabei war es ihnen bei strenger Strafe verboten, sich den Gesunden zu nähern oder gar sie anzurühren. Bis auf zwanzig Schritte durften sie herankommen, weiter nicht. Man warf ihnen aus dieser Entfernung die Gabe zu und hatte sich dann zu entfernen, daß sie sie holen konnten.

Ich war jetzt schon über zwei Wochen lang in Damaskus, mit Hadschi Halef Omar, meinem arabischen Diener, Freund und treuen Reisebegleiter. Alle meine Leser kennen ihn, den lieben, kleinen, prächtigen Kerl, der mich unbedingt zum Islam bekehren wollte, dabei aber einer der vortrefflichsten Christen wurde, der mir im Leben begegnet ist. Er fühlte sich von dem Elend der Aussätzigen tief ergriffen und bat mich, täglich hinausreiten zu dürfen, um ihnen etwas zu bringen. Ganz selbstverständlich gab ich nicht nur meine Erlaubnis, sondern ich ritt selber mit. Wir wählten Gaben, die ihnen sonst niemand bot und die trotz aller ihrer Billigkeit Leckerbissen für sie waren. Das gewann uns ihre Herzen. Wenn wir kamen, sahen wir schon aus weiter Ferne, wie erwartungsvoll sie nach uns ausschauten. Und sobald sie uns erblickten, brachen sie in Jubel aus. Wenn es Beobachter gab, mußten wir vorsichtig sein; waren wir aber mit ihnen allein, so beachtetten wir das Gebot der zwanzig Schritte nicht, sondern gingen ganz zu ihnen hin, um ihnen das, was wir mitgebracht hatten, direkt in die Hände zu geben, ohnedabei jedoch die Personen selbst zu berühren. Man kann sich denken, wie lieb sie uns gewannen, besonders den kleinen Hadschi, der sie durch seine Heiterkeit und seine drolligen Witze auch innerlich beschenkte.

Sie hatten unter sich einen Anführer gewählt, dem sie unbedingt gehorchten. Man nannte ihn den „Scheik der Aussätzigen“. Er war ein langer, starker Mann mit sehr entstelltem Gesicht und nur einer Hand; die andere hatte ihm der Aussatz weggefressen. Er war früher im deutschen Asyl für Aussätzige in Jerusalem untergebracht gewesen und hatte dort die echte Humanität des Christentums von der erzwungenen Wohltätigkeit des Islam unterscheiden gelernt und sich einige Kenntnisse angeeignet, die ihn befähigten, hier in Damaskus im Namen seiner Leidensgenossen mit der Behörde zu verkehren. Er stand gerade jetzt mit ihr in einem außerordentlich erbitterten Zwist. Man wollte die Aussätzigen nicht mehr an ihrer jetzigen Stelle lassen. Man warf ihnen vor, sie verpesteten die Luft. Die noch leidlich Aussehenden sollten in ein dicht verschlossenes Haus gesteckt werden und die Freiheit nie wieder zu sehen bekommen; die anderen aber wollte man nach einer Ruine in der Wüste bringen, wo sie von Soldaten streng zu bewachen waren, bis sie vollends starben. Daß beides einem Todesurteil gleichzunehmen war, verstand sich ganz von selbst. Daher die große Aufregung, die unter den Aussätzigen hierüber herrschte. Sie wollten ihre freie Luft, ihren Sonnenschein und den Anblick des Himmels nicht hergeben. Sie wollten sich weder einsperren, noch in die Wüste schaffen lassen. Sie behaupteten, daß man es in beiden Fällen darauf abgesehen habe, sie schnell verhungern und verschmachten zu lassen; dann sei man sie los. Der Pascha aber achtete auf ihre Einwendungen und Wünsche nicht. Er ließ ihnen befehlen, sich bereit zu halten; es bleibe bei seinen Bestimmungen. Sie waren hierüber derart ergrimmt, daß sie nun nicht mehr auf Abwehr, sondern nur noch auf Rache sann; diese konnte eine außergewöhnliche und fürchterliche werden.

Das erfuhren wir nicht nur von ihnen selbst, sondern auch von unserem Gastfreunde, dem reichen Kauf- und Handelsherrn Jacob Afarah, bei dem wir wohnten. Meine Leser haben ihn in dem Bande „Von Bagdad nach Stambul“ sehr genau kennen gelernt. Er war ein überaus menschenfreundlich denkender Herr und hatte sich, was hier ganz besonders zu erwähnen ist, den Pascha zur Dankbarkeit verpflichtet. Daß die Aussätzigen vernichtet werden sollten, war Stadt- und Tagesgespräch. Jacob Afarah bemitleidete sie. Er wußte, daß ich mit Halef täglich zu ihnen hinausritt, um sie zu beschenken, und fügte an jedem Morgen zu dem, was wir aus unseren armen Mitteln spenden konnten, auch seine reichlicher bemessenen Gaben bei. Nun fügte es sich, daß mein Halef, der innerliche Christ und äußerliche Mohammedaner, auf den Gedanken gekommen war, am heutigen heiligen Weihnachtsabend bei den Aussätzigen eine Christbescherung zu veranstalten. Wie das anzufangen sei, das wußte er sehr genau. Ich hatte es ihm oft beschrieben und dann später einmal am Lagerplatz seiner Haddedihi-Araber einen großen, weithin leuchtenden Christbaum angebrannt. Als Jacob Afarah von diesem Plane hörte, erklärte er, daß er sich beteiligen werde. Die Geschenke seien von ihm, die Bäume aber von uns zu liefern. Er bitte aber um Verschwiegenheit, damit niemand die einzig seltene Feier störe. Nur einigen seiner vornehmen Freunde und ihren Frauen dürfe gestattet sein, an ihr teilzunehmen.

So war ich denn gestern mit Halef hinauf in das Wadi Methelun geritten, wo wir sehr gut passende Tannen fanden. Von da zurückgekehrt, erfuhren wir, daß die geladenen vornehmen Freunde und ihre Frauen bereits in allen Bazaren herumgekrochen seien, um auch ihrerseits Geschenke einzukaufen. Wir freuten uns herzlich, daß die von uns ursprünglich so bescheiden geplante Bescherung jetzt einen so glänzenden Charakter bekam, und verwendeten den heutigen Vormittag darauf, für gute Lichter und die reichliche Anzahl von Dillen zu sorgen. Als er zu dunkeln begann, waren wir bereit. Der große Wunsch Halefs, daß kein Wind die Weihnachtsflammen verlöschen möge, wurde gewährt. Es regte sich, solange die Bäume dann brannten, auch nicht ein einziges Lüftchen.

Es war bestimmt worden, daß die einzelnen Parteien zur Stunde des Abendgebetes aufbrechen und sich am Ende von Salehije zusammenfinden sollten. Das geschah. Dann ging es auf dem „Weg der Aussätzigen“ weiter. Voran Halef hoch zu Roß, zwischen zwei Kamelen mit je zwei Tannenbäumen, hierauf Jacob Afarah mit seinen Freunden. Hinter ihnen die Frauen im Ochsenwagen, die mit Geschenken derart gefüllt war, daß gar nichts mehr hineinging. Zuletzt ritt ich allein. Ich wollte mir diese Stunde nicht durch die Rücksicht auf andere aus dem Herzen stehlen lassen.

Wir waren heute noch nicht bei den Unglücklichen gewesen. Sie hatten uns vergeblich erwartet und sich enttäuscht zur schlaflosen Ruhe hingelegt. Der Himmel stand voller Sterne, doch Mondschein gab es nicht. Es herrschte tiefes Schweigen. Da erscholl Halefs laute Stimme, die sie alle kannten. Sofort erhoben sich Freudenrufe und dann, als er ihnen sagte, was geschehen solle, jubelnde Stimmen, die Allahs und der Menschen Güte priesen. Ich hatte ihm genaue Anweisungen gegeben. Er leitete das ganze Werk, von den Kutschern und Kameltreibern unterstützt. Die Bäume wurden in der Erde befestigt und die Geschenke vor ihnen ausgebreitet. Hierauf gruppierten sich die Aussätzigen im Halbkreise, die Augen nach den Bäumen gerichtet. Zwanzig Schritte hinter ihnen die bescherenden Männer und Frauen. Ich hielt mich abseits, um nicht gestört zu werden. Da sah ich, noch weiterhin entfernt, eine Gruppe von vier oder fünf Männern stehen, die nicht zu uns gehörten. Das waren jedenfalls Neugierige, die zufällig vorübergekommen und, als sie uns bemerkten, stehengeblieben waren. Ich achtete nicht auf sie, zumal Halef mit seinen Gehilfen jetzt die Lichter anzubrennen begann.

Noch nie hatte man hier einen brennenden Lichterbaum gesehen! Und nun gar mehrere! An dieser Stelle des berühmten Dschebel Kasiun! Unter diesem unbeschreiblichen, heilig flammenden Sternenhimmel! Hilflos, flehend, wie nach Rettung suchend, flackerte das irdische, vergängliche Licht zu dem ewigen Licht des Firmamentes empor und ein langer, tiefer, hörbarer Atemzug entrang sich den Herzen all der Unglückseligen, die hier im Staube lagen! Einige begannen zu weinen, erst leise, dann laut und lauter. Das war die einfache, die unmittelbare Wirkung der strahlenden Bäume, das ganze Geheimnis der natürlichen Weihnachtsqual und Weihnachtsfreude!

„Maschallah! Weihnachtsbescherung, wirkliche Weihnachtsbescherung!“ hörte ich einen jener Männer sagen, die ich nicht kannte.

Da sah ich die hohe Gestalt des „Scheiks der Aussätzigen“, der zu den Bäumen trat. Er war natürlich der erste, dem Halef gesagt hatte, daß heute Weihnacht sei. Er kannte von Jerusalem aus die Bedeutung dieses

Wortes und wußte wohl auch, in welcher Weise der Christ dieses Geburtstagsfest seines Erlösers zu feiern pflegt. Er sah mich nicht und erhob seine Stimme zu der Frage:

„Wo ist der deutsche Effendi? Er sage es.“

„Hier bin ich!“ antwortete ich ebenso laut.

„Dürfen wir singen zu dieser Stunde der Menschenfreundlichkeit?“

„Ja. Ich bitte darum!“

„Und darf ich auch den Gefährten meines Unglücks sagen, was mir Allah jetzt auf meine Zunge legt?“

„Du darfst – – – du sollst – – – ja, du mußt es sogar tun!“

„Ich danke dir! Ich habe dich verstanden und du auch mich!“

Er ging von Gruppe zu Gruppe seiner Leute, um ihnen zu sagen, was er wünsche. Dann kehrte er nach seinem Platz vor den Bäumen zurück und gab das Zeichen, mit dem Gesang anzuheben.

Er begann. Es war eines jener Lieder des arabischen Dichters Kadar, deren Klang die Tränen zwingt aus der tiefsten Tiefe in die Augen empor zu steigen. Als es zu Ende war, weinten die Aussätzigen alle, nur ihr Scheik nicht. Er, der Moslem, begann seine Weihnachtsrede. Er sprach von der Qual des Menschenlebens im allgemeinen und von der Qual der Aussätzigen und Ausgesetzten im besonderen, die beide kein Ende nehmen. Er sprach von der Grausamkeit der menschlichen Gesetze und von der Erbarmungslosigkeit derer, die Liebe geben sollen und doch keine haben. Er sprach in so überzeugender und so hinreißender Weise, daß es alle Anwesenden ergriff und selbst auch mich erschütterte und durchschauerte. Zuletzt rief er:

„Und wenn die Not am allergrößten ist, wenn nirgends Hilfe, nirgends Rettung winkt, wenn wir vergeblich uns an Mohammed und auch erfolglos uns an Allah wenden, so kommt der Christ mit seinem Stern von Bethlehem, mit seiner heiligen Weihnachtskunde, mit seiner Liebe, seiner Herzensgüte und rettet uns aus aller – – –“

Er kam nicht weiter; er wurde unterbrochen. Nämlich derselbe Mann in der seitwärts stehenden Gruppe, der schon einmal gesprochen hatte, sprang plötzlich herbei, zwischen den Aussätzigen hindurch, blieb vor ihm stehen und schrie ihn zornig an:

„Schweig, Halunke! Du hast mich gerührt mit deinen Bäumen, deinen Lichtern, deinen Klagen. Auch wir sind Menschen. Wir brauchen keine Weihnachten – – – –“

„Aber wir!“ unterbrach ihn der Scheik, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„Auch ihr nicht! Denn ich nehme meinen Befehl zurück. Ihr werdet nicht eingesperrt und nicht in die Wüste geschafft. Es bleibt so, wie es war und wie es ist!“

Das geschah so plötzlich und so schnell, daß man erst rundum den Ruf der Überraschung hörte: „Der Pascha – der Pascha – der Pascha ist es selbst!“

„Ja, ich bin es selbst!“ antwortete er, sehr befriedigt von dem Schreck, den er verbreitete. Und sich an unseren Jacob Afarah wendend, fuhr er fort: „Die Aussätzigen wurden bewacht; ich traute ihnen nicht! Auch deinem Deutschen nicht, der bei dir wohnt und täglich mit ihnen redet. So erfuhr ich von eurer Bescherung und kam in eigener Person hierher, um euch zu beobachten. Danke Allah, daß meine Seele dir nicht übel will! Diese aussätzigen Schurken wagten, sich gegen meine Befehle zu empören. Es hätte mich nur einen Wink gekostet, sie zu vernichten, aber um diesem Christen dort, deinem Gast, zu beweisen, daß – – –“

Jetzt war er es, der nicht weiter sprechen konnte, weil er vom Scheik unterbrochen wurde.

„Schweig!“ rief dieser ihm sein eigenes Wort entgegen. „Du bist der Pascha von Damaskus, weiter nichts. Ich aber bin der Scheik der Aussätzigen. Wer ist mächtiger, du oder ich?“

Er streckte den Arm, an dem die Hand fehlte, nach ihm aus. Da wich der Pascha erschrocken zurück.

„Rühre mich nicht an!“ schrie er voller Angst und wollte sich entfernen, konnte aber nicht, weil die Aussätzigen alle aufgesprungen waren und ihn umringten. Er schrie um Hilfe. Er rief seine Begleiter herbei, die Offiziere waren, sich aber sehr hüteten, ihm zu gehorchen.

„Nun, wo ist deine Macht?“ fragte der Scheik. „Siehst du die Lumpen, Lappen und Fetzen liegen, dort hinter den brennenden Bäumen? Die waren für dich aufgestapelt! Unsere Waffen gegen dich und deine Macht! Solche Waffen gibt es nicht wieder, so weit die Erde reicht! Wenn ich will, so rühre ich dich an und deine Glieder werden zerfressen werden, wie die meinigen. Schicke deine Soldaten her, uns von hier fortzuschaffen. Wir gehen durch ihre Schar hindurch und keiner von ihnen wagt es, uns auch nur anzutasten! Hättest du uns von hier verjagt und in den Tod geschickt, so waren diese von unserem Speichel und Eiter durchtränkten Fetzen bestimmt, in deinem Hause und in den Wohnungen deiner Anhänger verteilt

zu werden. Was euer Schicksal gewesen wäre, das weißt du wohl! Kennst du nun meine Macht? Ich darf dir wohl widerstehen, doch du nicht mir!“

Er trat noch näher an den Pascha heran, so daß dieser vor Entsetzen ganz in sich zusammenbrach und raunte ihm halblaut, aber im drohendsten Tone zu:

„Du magst diesen Deutschen, diesen Christen nicht; aber glaube mir, er hat heute dich und viele andere aus großer Gefahr gerettet. Und nun höre, was ich dir sage: Du hast deinen Befehl zurückgenommen, aber ich traue dir nicht. Ich gebe dir genau einen Monat Zeit. Wenn du dann noch Pascha bist und Damaskus nicht verlassen hast, so bist du mir, dem Scheik der Aussätzigen für immer verfallen. Jetzt fort mit dir!“

Der Kreis der Aussätzigen öffnete sich; zugleich stellte sich der Scheik, als ob er nach dem Pascha fassen wolle; dieser tat einen Schreckenssprung, der ihn aus der unmittelbaren Nähe der Gefahr brachte, eilte schleunigst davon und wurde nicht mehr gesehen.

Ich war natürlich nicht auf der Straße stehen geblieben, sondern herbeigekommen. Jetzt stand ich unmittelbar neben dem Scheik. Ich sah den großen Haufen infizierter Lumpen liegen. Mich schauerte bei seinem Anblick und bei dem Gedanken an den Zweck, dem er hatte dienen sollen. Er sah es, lächelte und sprach:

„Effendi, wir hatten teuflische Gedanken, weil wir teuflisch behandelt werden sollten. Schenke mir einen einzigen deiner Weihnachtsbäume! Er genügt, uns alle von dieser Sünde zu erlösen. Willst du?“

Ich nickte. Da wurde einer der Bäume zur Seite geschafft und mit all den ekelhaften Fetzen behangen. Sie wurden von dem Talg der Weihnachtslichter durchtränkt und von den Flammen ergriffen. Ihre Lohe stieg hoch empor, sank aber bald wieder nieder. Der Gestank, den sie verbreiteten, verflog. Die letzten Reste der überwundenen Unmenschlichkeit wurden von den letzten hin- und herperlenden Fünkchen verzehrt; dann brach und floß alles in Asche, in nichts zusammen. Als dies geschehen war, rief der Scheik mit weithin schallender Stimme:

„Wir sind erlöst! Der Pascha ist besiegt, mit ihm auch unsere Rache! Er sagte zwar, daß wir keine Weihnacht brauchen, doch wäre er heute nicht zu uns gekommen, so hätten wir uns wohl rächen, nicht aber retten können. Die Rettung aber steht hoch über der Rache, soweit die Erde und so weit der Himmel reicht. Der Gestank, den die Vernichtung unserer Gedanken hier verbreitete, hat sich verzogen. Wir atmen wieder den reinen, heiligen Duft der Weihnachtsbäume. Die Liebe darf nun geben und die Dankbarkeit darf nehmen. Kommt her zu mir und freut euch an den Gaben, die man uns bringt, weil man uns liebt, nicht aber, weil der Koran es befiehlt. Die Bescherung kann beginnen!“

Einen Monat später war der Pascha versetzt und sein Nachfolger bereits nach Damaskus unterwegs.

Karl May an Klara May.

(1903)

1. Verlöbnis.

Wir strebten beide Hand in Hand
Zum Himmel auf und seinen Sternen,
Doch ist's nicht leicht, nach jenem Land
Die rechte Wanderschaft zu lernen.
Es gibt der Wege allzuviel,
Doch welcher ist der rechte Pfad?
Zeig meinem Auge stets das Ziel
Und sei mein guter Kamerad!

Ragt eine Klippe hier und dort,
Will mich ein Trug zum Abgrund leiten,
So sage mir ein warnend Wort,
Den Sturz, den schweren, zu vermeiden!
Und wenn es uns beschieden ist,
Daß sich ein Feind verborgen naht,
So warne mich vor seiner List
Und sei mein guter Kamerad!

Und wenn ich schwach und müde bin,
Die schwere Wandrung zu beenden,
So knie freundlich zu mir hin
Und stärke mich mit sanften Händen!
So folgen beide wir der Bahn,
Du durch den Rat, ich durch die Tat,
Und kommen froh und glücklich an,
Ich und mein guter Kamerad!

2. Am Hochzeitstag.

Komm, Liebling, komm, wir wollen scheiden gehen;
Die Erde hat es uns so leicht gemacht.
Ich kann nicht traurig vor dem Abschied stehen,
Wenn er so froh in deinen Augen lacht.
Wir wollen Hand in Hand uns niederlegen;
Zwei Särge, doch e i n Grab, so soll es sein.
Und über uns des ew'gen Vaters Segen,
Doch nie und nimmermehr ein Leichenstein!

Und rollt die Erde auf die Särge nieder,
So lächeln wir beglückt einander zu,
Man singt uns zwar vielleicht dann Sterbelieder,
Doch die Gestorbnen sind nicht ich und du.
Wir haben ja nur das zurückgegeben,
Was von der Erde uns geliehen war,
Und stehen beide als vereintes Leben
Bei unsern Särgen, wenn auch unsichtbar.

Die letzte Stunde naht, am Firmamente
Wird Licht um Licht vom Vater aufgestellt,
Er ladet uns zur stillen Jahreswende,
Zum neuen Sein dort in der andern Welt,
Schau auf! Du sollst in meinem Sternen lesen,
Was in den deinen längst geschrieben lag:
Wir sind auf Erden n u r v e r l o b t g e w e s e n ;
Der Todestag ist unser H o c h z e i t s t a g ! ¹¹

¹¹ Dieses Gedicht hat Karl May seiner Frau am Hochzeitstag, am 30. März 1903, ins Stammbuch geschrieben. Genau 9 Jahre später, am 30. März 1912, starb er.

[Diese Fußnote gehört zur Legendenbildung durch Klara May, wie Roland Schmid 1983 in einem Sonderdruck des KMV „Karl May an Klara May“ nachgewiesen hat. Die dort abgebildete Handschrift von Karl May ist datiert: „Letzter Morgen in Riva, Montag 15/12.02“. Lesefehler gegenüber der Handschrift: Zeile 3: „traurig“ statt „trauernd“, Zeile 16 „unsern Särgen“ statt „unsren Sängern“. Die Abschrift ins „Stammbuch“ erfolgte durch Klara May.]

Liebe.

Ich will dich auf den Hängen tragen
Und dir mein ganzes Leben weih'n,
Ich will in deinen Erdentagen
Dir stets ein treuer Engel sein.
Ich will an deinen Blicken hangen
Mit selig froher Liebeslust
Und nicht auf dieser Welt verlangen,
Als nur zu ruh'n an deiner Brust.

Ich will dir einen Thron erbauen,
Dir, der ich stets zu eigen bin.
Auf dich allein will ich nur schauen,
Du meine Herzenskönigin.
Ich will dir deinen Thron bewahren
In meines Herzens tiefstem Schrein,
Bis man nach dir geweihten Jahren
Mich legt ins kühle Grab hinein.

(1864)

Gedichtet und komponiert für den Gesangverein Lyra zu Ernstthal.

Karl May.

Das Hamail.

Skizze aus der Sahara.

Von Karl May.

Zwischen Bir el asuas und Ain tajib schwebte hoch oben in der Luft einer jener Sakrfalken, die von den Beduinen gern zur Jagd abgerichtet werden. Seinen scharfen Augen wurde es nicht schwer, zwei Reiterzüge zu erkennen, die in wohl stundenweiter Entfernung voneinander dem gleichen Ziele zuzustreben schienen.

Der im Osten sich südwärts bewegende Zug schien eine Kafila, eine Handelskarawane zu sein. Sie bestand aus vielleicht zwanzig Packkamelen und zehn berittenen Hedschahn; acht der Reiter waren auf orientalische und zwei auf europäische Weise bewaffnet. Die ersteren trugen außer ihren dünnschaftigen Flinten noch lange Lanzen, deren breite, scharfe Stahlspitzen im Lichte der untergehenden Sonne glänzten; der Schech el dschemali, der Führer, war der dunkelste von ihnen und hatte fast negerartige, keineswegs vertrauenerweckende Gesichtszüge. Die beiden anderen hätte man für Europäer halten können, und wenn sie das nicht waren, so stammten sie gewiß wenigstens aus dem Gharb, einem der nordafrikanischen Gestadeländer.

Der Falke stieß hoch oben in der Luft einen lauten schrillen Schrei aus. Als der Führer ihn vernahm, glitt ein befriedigtes Lächeln über seine bisher unbewegten Züge.

„Chabir - Führer, hast du den Vogel gehört?“ rief ihm einer der beiden zu.

„Na'm, Sihdi - ja, Herr,“ antwortete er.

„Wäre der Falke ein zahmer, so müßten Menschen in der Nähe sein. Ich halte ihn für einen wilden.“

„Hehk - so ist's,“ antwortete der Führer kurz, indem es wie Schadenfreude um seine aufgeworfenen Lippen zuckte.

„Wann kommen wir zum Ruheplatz?“

„'an kharihb - bald.“

„Und werden wir dort sicher sein?“

„S'lon bilamahn - wie in Allahs Schoß“ -

Der im Westen sich fast parallel bewegende Zug war jedenfalls eine Kafilat et tayyara, eine fliegende Karawane. Sie bestand aus vierzehn wohlbewaffneten dunkelfarbigen Männern, die alle sehr gute Reitkamele ritten. Eins davon war ein kostbares graues Bischarih-hedschihn. Sein Reiter schien der Anführer zu sein. Er hatte die Kapuze seines weißen Haik zurückgeschlagen. Er war, wie seine Begleiter, ein Tedetu vom Stamme der Kra-an; doch zeigte sein kurzes wolliges Haar, daß Negerblut in seinen Adern floß, ein Umstand, dessen sich unter den Tibbu niemand zu schämen pflegt.

Auch er hörte den Schrei des Falkens.

„Ikh, ikh,“ rief er, und auf diesen Befehl hielt sein Hedschihn an. Die andern sammelten sich um ihn: „Hamdulillah - Allah sei Dank!“ meinte er. „El Asward führt sie uns in die Hände. Es ist ihm gelungen, sie zu täuschen. Wenn wir uns nun gerade nach Osten wenden, werden wir ihre Darb¹² erreichen und lesen können. Ich werde den Sakr rufen.“

Er steckte einen Finger in den Mund und stieß einen durchdringenden Pfiff aus. Der Falke hörte ihn trotz der großen Entfernung und schwebte nach wenigen Augenblicken über den Reitern.

„Ta' ahl - komm her!“ befahl der Reiter.

Der Vogel ließ sich gehorsam auf den hohen Knopf des Sattels nieder, wurde dort an einer Kette befestigt und erhielt eine lederne Haube aufgesetzt. Dann bogen die Reiter in einem rechten Winkel von ihrer bisherigen Richtung ab und hielten langsam gerade nach Osten zu, der Anführer immer an der Spitze des Zuges.

¹² Spur.

Als sie ungefähr eine halbe Stunde geritten waren, hielt er an, deutete in die Ferne und sagte nur das eine Wort:

„Hunahk - dort!“

Aus der Richtung, die er zeigte, sah man Lanzenspitzen schimmern. Die vierzehn zogen sich vorsichtig hinter die Sanddünen, zwischen denen sie hielten, zurück und setzten erst nach einer Weile ihren Ritt fort. Bald erreichten sie die Spur der anderen Karawane. Der Anführer ließ sein Tier niederknien und stieg ab, um die Fährte zu untersuchen.

„Dreißig Hawawihn¹³,“ sagte er. „Sie sind es, die wir verfolgen. Am Bir Fetna wird Allah sie in unsere Hände geben, und dann werden wir die Beute teilen und reicher sein als je zuvor. Laßt uns ihnen jetzt langsam folgen, damit El Aswad uns nicht so lange zu suchen hat!“

Es war klar: die vierzehn Reiter bildeten eine Gum, eine Raubkarawane, und El Aswad, der Führer der Handelskarawane, war ihr heimlicher Verbündeter. Er wollte diejenigen, die sich ihm anvertraut hatten, in die Hände der Wüstenräuber liefern. Er hatte sich nur zu diesem Zweck von den nichts ahnenden Reisenden als Chabir anwerben lassen. Daß die Räuber arabisch sprachen und nicht ihren Tedagadialekt, war ein Zeichen, daß sie ihre unheimlichen Züge weit über die Grenzen ihres Stammes hinaus zu unternehmen pflegten.

Während sie den Spuren folgten, erreichte die Sonne den Horizont; aber den Reitern fiel es gar nicht ein, anzuhalten, um das Abendgebet zu sprechen. Es wurde sehr schnell dunkel; dann stieg das Kreuz des Südens auf, und beim Schein der Sterne wurde der Ritt fortgesetzt, bis die Kamele von selbst ihre Schritte beschleunigten; das deutete darauf hin, daß das Wasser der Oase in der Nähe sei. Der Anführer ließ halten. Seine Leute stiegen ab und lagerten sich im Sande. Da warteten sie mehrere Stunden lang, bis sich ganz in der Nähe das leise Bellen eines Fennek, eines Wüstenfüchschens, hören ließ. Der Anführer beantwortete es, und bald tauchte der Führer der anderen Karawane aus dem Dunkel auf. Jener empfing ihn mit den Worten:

„Seit einer Woche habe ich deine Stimme nicht vernommen, obgleich wir stets in deiner Nähe gewesen sind. Heute sind wir am Bir el amwat¹⁴ angelangt, an dem wir schon viele den Tod haben trinken lassen. Nun werden wir endlich erfahren, wer die Herren deiner Kafilas sind.“

„Es sind zwei reiche Tuggar¹⁵ aus Tarabulos el Gharb¹⁶, die Waffen, Seide und andere Kostbarkeiten nach Bornu bringen wollen. Sie sind begleitet von sieben Beni Riah; wir brauchen sie nicht zu töten brauchen, weil sie sich nicht verteidigen werden. Von Temissa habe ich sie über Wau gerade in die Wüste geführt und dir nach dem Duar¹⁷ Nachricht geben lassen. Jetzt schlafen sie am Bir Fetna¹⁸, und ich werde euch zu ihnen führen.“

„Welchen Namen tragen sie?“

„Der eine wird nur Abu el Hamail genannt, weil er zwei Kurans am Halse hängen hat und der andere heißt Halef Ben Dschubar.“

„Zwei Hamails?¹⁹ So war er zweimal in der Stadt des Propheten und ist ein sehr frommer Mann. Aber er wird dennoch heute sterben müssen, denn wir brauchen seine Sachen. Allah wird ihm das ewige Leben geben, und ich werde ihm einen Ihram²⁰ weihen, wenn ich selbst nach Mekka komme. Auch mein Vater war zweimal dort. Er hatte zwei Hamails. Eins davon hat er einem Manne geschenkt, der ihm das Leben rettete, als die Tuareg-Kel-Tinalkuhm ihn töten wollten. Allah danke es ihm im siebenten Himmel. Jetzt macht euch bereit, ihr Männer! El Aswad wird uns führen.“

Die Männer hatten nicht nur einmal einen Ueberfall ausgeführt. Sie wußten, was sie zu tun hatten. Sie entledigten sich ihrer weißen Haiks, durch deren schimmernde Farbe das Anschleichen erschwert gewesen

¹³ Tiere.

¹⁴ Brunnen der Toten.

¹⁵ Kaufleute.

¹⁶ Tripolis.

¹⁷ Lager.

¹⁸ Brunnen der Akazien.

¹⁹ Hamail ist ein Kuran, den man sich in Mekka kauft und dann zum Zeichen, daß man ein Hadschi ist, sichtbar am Hals trägt.

²⁰ Kleid der Mekka-Pilger; wird auch im übertragenen Sinne gebraucht.

wäre, und ließen auch die Schußwaffen zurück. Nur die breiten, scharfen, dolchartigen Sekakihn nahmen sie mit sich. Dann folgten sie dem voranschreitenden Verbündeten nach der nahen Oase.

Da, wo der Brunnen aus der Erde quoll, war er von einem Gebüsch ägyptischer Akazien beschattet, daher sein Name Bir Fetna. Die Reisenden hatten sich von ihren Kamelpaketen eine Art Umwallung gebaut, innerhalb deren sie schliefen. Das von trockenem Kamelmist genährte Feuer war fast am Verlöschen. Alle schliefen nach dem anstrengenden Ritte fest. Sogar die Wache, welche in einer Ecke kauerte, zwei Lanzen in der Hand, war vor Müdigkeit eingeschlummert. Der eben hinter den beweglichen Sanddünen aufgehende Vollmond beleuchtete das Lager mit durchdringender südlicher Helle, vor der das Licht der Sterne verschwand. Er sollte den zwei Kaufleuten zum letztenmal leuchten.

Die Mitglieder der Raubkarawane legten sich zur Erde, von der ihre halbnackten, dunklen Leiber nicht zu unterscheiden waren und schlichen sich unhörbar näher. Sie erreichten die Umwallung. Vorsichtig blickten sie darüber hinweg. Der Anführer wählte sich die Stelle, an der die beiden Kaufleute ruhten. Der eine lag schnarchend auf dem Rücken in seinen Haik gehüllt; der andere lag auf der linken Seite und hielt selbst im Schlaf sein Gewehr fest in der Hand. Da bog sich der Anführer über die Umwallung und erhob seine Waffe zum tödlichen Stoß. Diesen Stoß erwarteten rundum seine Genossen, um dann unter fürchterlichem Geheul das übrige zu vollbringen.

Aber was war das? Der Tedetu hielt die Hand starr erhoben, stieß aber nicht zu. Sein Blick war auf ein Gepäckstück gerichtet, das zu Häupten des Kaufmanns lag. Auf diesem wohlverschnürten Pack befanden sich zwei Bücher - zwei Hamails, die der Schläfer vom Hals genommen hatte, um bequemer schlafen zu können. Sie lagen nebeneinander, und das zur rechten Hand war an der Schnittseite des Buches mit einem starken, metallenen Schloß versehen, dessen eigenartige Arbeit im hellen Mondenscheine sehr deutlich zu erkennen war.

„Essuwal'an ehsch - was gibts denn?“ fragte leise einer der beiden, die hinter dem Zögernden kauerten. „Stoß zu!“

„Allah akbar - Gott ist groß!“ antwortete er und ließ den Arm sinken. „Das ist das Hamail meines Vaters. Allah hat verhüten wollen, daß ich den Retter meines Vaters töte.“

„Waih! Willst du die große Beute fahren lassen? Ist er auch der Retter?“

„Ich werde es sogleich erfahren. Wenn er es ist, so wehe einem jeden von euch, der es wagen sollte, einem dieser Leute ein Haar zu krümmen oder ihnen das kleinste Stäubchen ihres Eigentums zu rauben!“

Dann rief er laut:

„Hadschi Omar Ben Kuwwad Ibn Hanssari!“

Im Nu sprang der Schläfer auf.

„Wer ruft mich?“

„Bist du der, den ich nannte?“

Erst jetzt sah der Kaufmann, daß sein Lager von fremden Gestalten umringt war. Er nahm schnell sein Gewehr empor, antwortete aber:

„Ich bin es, wer seid ihr?“

„Hast du dieses Hamail geschenkt erhalten?“

„Ja, von einem Scheik der Tibbu, Namens Arun es Saleta.“

„Das war mein Vater. Ich bin Nowad Ben Arun es Saleta. Der Engel des Todes streckte bereits seine Hand nach dir aus und da - - -“

„Allah kerihm - Gott ist gnädig!“ rief der Kaufmann erschrocken.

„Ja. Allah ist gnädig. Er hat dich errettet. Wir sind die Gum, und du befindest dich am Brunnen des Todes. Bereits schwebte mein Messer über dir, da erblickte ich das Hamail. Jetzt nun bist du bei uns so sicher wie unter den Zelten der Seligen, du, deine Begleiter und dein Eigentum. Und wir werden dich begleiten über die Berge und durch die jenseitige Hammada. Sag' nur das Wort, welches du zu sagen hast!“

Die Angreifer standen draußen vor der Umwallung und blickten finster auf die erschrockenen Glieder der Handelskarawane. Der Kaufmann erkannte die Gefahr, aus der ihn nur dieses Wort erretten konnte.

„Dakilah ya Scheik!“ sagte er.

„Dakilah ya Scheik!“ - riefen auch alle seine Gefährten.

„Ja, ihr seid die Beschützten!“ antwortete der Führer der Gum. „Ihr seid unsere Brüder. Das Hamail hat euch vom Tode errettet, und nun sagen wir euch den Gruß: Allah wa sahla wa marhaba - ihr sollt uns willkommen sein!“

Die Berge von Befour.

Wenn um die Berge von Befour
Des Abends erste Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen,
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Kristallen.
In ihren dunklen Locken blüh'n
Der Erde düftereiche Lieder,
Aus ungemess'nen Fernen glüh'n
Des Kreuzes Funken auf sie nieder,
Und traumbewegte Wogen sprüh'n
Der Sterne gold'ne Opfer wider.
Und bricht der junge Tag heran
Die Tausendäugige zu finden,
Läßt sie das leuchtende Gespann
Sich durch purpurne Tore winden,
Sein Angesicht zu schaun und dann
Im fernen Westen zu verschwinden.

Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen
Und läßt auf die versengte Flur
Des Taues stille Perlen fallen.
Des Himmels Seraph flieht, verhüllt
Von Wolken, die sich rastlos jagen;
Die Erde läßt, von Schmerz erfüllt,
Die Blumen bittere Tränen tragen,
Und um verborgne Klippen brüllt
Die Brandung ihre wilden Klagen.
Da bricht des Morgens glühend Herz,
Er läßt den jungen Tag erscheinen,
Der küßt den diamantnen Schmerz
Von tropfenden Karfunkelsteinen
Und trägt ihn liebend himmelwärts,
Im Äther dort sich auszuweinen!

(1876)

Karl May.

Aus der Zeitschrift „Schacht und Hütte“; später im „Verlorenen Sohn“ verwendet.

Im Sonnentau

Erzgebirgische Dorfgeschichte

Von Karl May

1. Der Grenzmeister

Es war gegen Abend. Ein Wanderer, das volle Ränzchen auf dem Rücken und den Knotenstock in der Hand, schritt jugendlich elastischen Schrittes die Bergstraße dahin, die in zahlreichen Windungen den Rücken der Höhe zu erreichen suchte. An einer Stelle, wo ein schmaler Waldpfad in die Landstraße mündete, blieb er nachdenkend stehen.

„Das muß der Steg sein, der grad auf die Forstschenk' führt. Ich werd' ihn gehn, denn dann schneid' ich eine gute Viertelstund' von der Wanderung ab!“

Er sprang über den Straßengraben und betrat den Wald, der hier frei von Unterholz war, so daß man dem Steige, welcher in gerader Richtung empor stieg, gut zu folgen vermochte. So einsam es hier auf und zwischen den Bergen zu sein pflegte, nach einiger Zeit vernahm er entgegenkommende Schritte. Der biedere, treuherzige Gebirgsbewohner schreitet selbst an dem Fremden nicht gem schweigsam vorüber; er muß wenigstens einen teilnehmenden Gruß mit ihm wechseln. Der Kommende war ein alter Mann, der den steilen Abhang nur mühsam hinabzusteigen vermochte.

„Grüß Gott, Alter!“

„Grüß Gott! Wohin, junger Mann?“

„Nach Gründorf hinauf.“

„Da hast noch anderthalb Stund' zu gehn. Mach schnell, eh' der Abend kommt, damit dir nix passiert!“

„Nix passiert? Ist denn Gefahr dabei?“

„Kann sein! Bist wohl fremd in der Gegend?“

„Ich war mehrere Jahr' net hier.“

„So weißt auch nix von dem Grenzmeister?“

„Nein. Was ist mit ihm? Vor zwanzig Jahr'n hat er mal sein Wes'n hier gehabt.“

„Und jetzt nun wieder. Die Schmuggler und Wildfänger sind ihm untertan; niemand weiß, wer er eigentlich ist; aber er macht seine Sach' so schlimm und verweg'n, daß der König sogar Militär hergeschickt hat, um ihn zu fangen. Beim Ulmenbauer in Gründorf liegt der Offizier.“

„Habt Dank für die Warnung! Geht dieser Steg zur Forstschenk' hinauf?“

„Ja. Wirst dort Gesellschaft find'n. Der Offizier sitzt da, um von dem Umgang auszuruhn, und bei ihm der blinde Torbauer aus Gründorf. Er ist in der Stadt gewes'n. Kannst vielleicht noch mit Platz find'n auf seinem Rollwägele. Gut' Nacht!“

„Gut' Nacht!“

Der Jüngling stieg von neuem bergauf. Nachdem er mit dem Pfade mehrere Straßenkrümmungen durchschritten hatte, stand er auf der Höhe und sah die Forstschenke vor sich liegen. Er nahte ihr von der Waldseite und trat durch die Hintertür ein, um sich von der anwesenden Wirtin ein Glas Bier geben zu lassen.

Er nahm in der Nähe des offenstehenden Fensters Platz und bemerkte einen draußen haltenden Korbwagen, an dem der teilnahmslos vor sich hinblickende Knecht lehnte. An dem vor der Tür in die Erde eingemauerten Tische saßen die beiden, von denen der Alte gesprochen hatte. Der Leutnant war einer jener Schüler des Mars, die ihre wohlgepflegte Erscheinung für ebenso unwiderstehlich halten wie die Klinge ihres Degens; das war ihm auf den ersten Blick anzusehen. Von seinem stutzerhaften Aeußern stach die hohe, einfache und schlicht gekleidete Gestalt des Torbauern, aus dessen Gesicht zwei leb- und ausdruckslose Augen starrten, gewaltig ab. Sie hatten das Erscheinen des jungen Mannes nicht bemerkt und fuhren in ihrer laut gepflogenen Unterhaltung ungezwungen fort.

„Ja,“ meinte der bei ihnen stehende Wirt, „Eure Red' in aller Ehr'n, aber es können noch dreimal so viel Soldat'n kommen, wie Ihr habt, dem Grenzmeister kommt Ihr doch net bei. Ihm ist die ganze Grenz' hier

untertan, davon hat er doch auch den Namen; seine eigenen Leut' wissen net, wer er ist, aber gehorsam sind sie ihm auf jedes Wort und jeden Wink, denn es soll gar schrecklich sein, mit ihm Feind zu werd'n. Drum steht er auch sonst überall gewaltig in Respekt, so daß auch der beste Untertan net wagt, etwas geg'n ihn zu tun. Wer's dennoch unternimmt, der ist verlorn. Ihr habt ja selber die Leich'n gefunden von denen, die ihm in den Weg gekommen sind. Es ist grad wie vor zwanzig Jahr'n. Wer ihn in Gefahr bringt, der muß sterb'n oder wird geblendet. Der Schubert hier kann auch ein Wörtle davon red'n!"

„Wieso?“ fragte der Offizier.

„Weil grad auch ihm der Grenzmeister das Aug'nlicht genommen hat.“

„Euch, Torbauer? Ist das wahr?“

„Leider!“ antwortete dieser, während es halb wie Trauer sich über sein Gesicht legte, halb wie Grimm darüber zuckte.

„Erzählt, erzählt. Das muß ich hören!“

„Ich muß Euch sag'n, daß ich auch Soldat gewes'n bin. Ich war Korporal und wurd' nachher hier bei der Grenz' in Gründorf angestellt. Der damalige Torbauer hatt' das einzige Kind, die Anna, das schönste und liebste Madel weit und breit, und es dauerte net lang, war ich mit ihr eins.“

„Und hast sie auch bekommen,“ fiel der Wirt ein, „obgleich der Ulmenbauer sie dir wegschnappen wollt' und ihr nachgegangen ist auf Schritt und Tritt. Er war kurz vorher aus dem Zuchthaus entlassen und wär vielleicht noch heut nix wert, wenn er die Ulmenbäuerin net bekommen hätt'. Sie war Witwe, hatt' nur das einz'ge Kind, den Heiner, und bracht' ihm das Anwesen mit, das er so viel vergrößert und verschönert hat.“

„Wie! Der Ulmenbauer, bei dem ich wohne, hat im Zuchthaus gesessen?“ fragte der Offizier überrascht.

„Ja,“ antwortete der Wirt mit zweideutigem Lächeln, „aber er wird's Euch nur nicht gesagt hab'n. Er war auch an der Grenz' angestellt; aber es kam heraus, daß er's im Stillen mit den Paschern hielt und viel Geld von ihnen bezog. Das hat ihn auf mehrere Jahr' hinter Schloß und Riegel gebracht. Schad' um die Ulmenbäu'rin, die mit ihm ein grausam schlimmes Los gezog'n hat, und um den Heiner, der so gut und brav ist wie nur irgend einer und nur den Sklav' und Leibeignen gemacht hat, bis er zum Militair gezog'n wurd'.“

„Dess' ist er froh gewes'n und hat sich auch net ein einzig mal auf Urlaub blicken lass'n. Er muß nun bald los sein,“ sagte der Torbauer.

„Morgen kommt er, wie mir der Ulmenbauer berichtete,“ meinte der Offizier. „Aber, fahrt jetzt fort, Schubert!“

„Also,“ erzählte dieser weiter, „die Anna war reich, deshalb wollt' ich's gern vorwärts bringen und gab mir alle Müh', meine Pflicht und noch mehr zu tun. Der Grenzmeister hatt' grad angefangen, das Gebirg' unsicher zu mach'n, und ich lag Tag und Nacht im Wald', um ihm das Handwerk zu leg'n. Das hat er auch gewußt, denn es ist mir gar manche Drohung von ihm zugegang'n, aber es ist mir net eingefall'n, darauf zu hör'n. Da geh' ich mal am Abend beim alten Schacht vorüber, den sie vor Zeit'n zugeschüttet hab'n, und seh darüber eine Helligkeit, als ob ein Feuer drunt'n angemacht sei. Leis' schleich ich mich hinzu, kriech' die Böschung hinauf und leg' mich auf den Schutt, um in den Zusammenbruch hinabzuschauen. Drunten sitz'n acht Männer um das Feuer; die Büch's'n lieg'n bei ihnen und die Pakete auch, die Schmuggelgut enthalten hab'n. Ich will gern hör'n, was sie sprechen, und ich schieb' mich deshalb noch etwas weiter vor. Da aber gibt das Geröll nach, rollt hinab, und ich schieß' hinunter, mitt'n unter sie hinein. Im Nu sind sie über mich her, und ich bin gefesselt und geknebelt, eh' ich mir's verseh'. Gekannt hat ich net einen einzigen von ihnen, sie mich aber auf der Stell'!

„Holla, der Schubert!“ hat's gerufen. „Wie gut, daß keiner aus Gründorf dabei ist! Er will net auf unsere Warnung hör'n, und nun müss'n wir ihn dem Meister bringen.“

Ob ich gewollt hab' oder net, das war ganz gleich; sie hab'n mir die Augen verbund'n und mich mit sich fortgeschleppt. Es ist immer durch Busch und Wald gegangen, bis wir endlich an einem Ort gehalten hab'n, wo der Bod'n weich und moosig gewes'n ist und es einen Geruch ringsum gegeben hat, den ich noch nie gefund'n und mir nachher scharf eingepägt hab.

„Bück' Dich!“ hat's geheiß'n, und als ich's tu, werd' ich durch ein Loch geschob'n, durch das sie mir folgen. Da sind wir in ein Gemach oder eine Höhl' gelangt, wo ich hab' aufrecht stehen können. Hier muß't' ich mich niedersetzen auf den Sitz, der ein Klotz gewes'n ist, und dann blieb es still um mich, bis der Meister gekommen ist. Er hat Beratung gehalt'n mit leiser Stimme und ich konnt' nix davon verstehn als nur zuletzt:

„Er soll Euch net wiedererkennen!“

D'rauf wird mir die Bind' abgenommen, und als ich nun die Aug'n auftu' und um mich sehen will, da kracht ein Schuß mir grad vor dem Gesicht los, und ich stürz' zusammen, aber net tot, sondern bloß vor Schreck und Schmerz, denn das Pistol war nur mit Pulver gelad'n, das mir in die Aug'n gefahren ist. Ich hab gestöhnt und gewimmert vor Qual, sie aber hab'n darüber gelacht und mich zurückgeschafft ins Dorf bis vor meine Tür.“

Er schwieg. Auch abgesehen von der Blindheit der Augen waren in seinem Gesicht die Spuren jenes fürchterlichen Schusses noch deutlich zu erkennen. Der Blick des Offiziers ruhte zwar mitleidig, aber doch nicht ohne Selbstbewußtsein auf ihm.

„Das war teuflisch grausam von den Halunken,“ meinte er; „aber hättet Ihr eine bessere Taktik befolgt, so wäre es nicht geschehen. Ihr müßtet sofort Hilfe holen und sie festnehmen, ohne sie erst ewig belauschen zu wollen!“

„Das ist Eure Ansicht, aber net die meine. Mir lag grad eben so viel an dem Meister wie an ihnen, und ich wollte sehn, ob er dabei sei, oder doch etwas über ihn vernehmen. Nachher hab ich lang' darnieder geleg'n; die Aerzt' sind gekommen, um an mir herum zu schneid'n und zu quacksalbern, aber das Aug'nlicht ist doch weg gewes'n, das hab'n sie mir net wiederschaff'n könn'n. Was wär nun aus mir geword'n mit der Pension, von der ich gar net red'n mag! Aber die Anna ist mir gut geblieb'n; sie hätt' nun gar andere Partien gehabt, und der Oppermann hat schier Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie mir abspenstig zu mach'n. Sie ist meine Frau geword'n, und ich hab' nachher den Torhof geerbt, der mich ernährt, trotz meiner armen Aug'n, die mir noch jetzt oft solch'n Schmerz bereit'n, daß mir nix hilft, als Sonnentau, den ich mir holen lass' um ihn aufzuleg'n.“

„Und der Grenzmeister?“

„Der ist schadlos ausgegangen. Die Behörd' hat alles getan, um seiner habhaft zu werd'n, es hat nix genutzt; denn ist auch 'mal ein Pascher oder Wild'rer festgenommen word'n, so hat er ihn doch net verrat'n, entweder weil er wirklich nix gewußt oder aus Angst vor ihm geschwieg'n hat. Doch ist es ihm mit der Zeit zu schwül geword'n, so daß er das Handwerk aufgegeben hat. Vielleicht ist's auch nur mit größ'rer Stille betrieben word'n, bis jetzt der neue Zolltarif auch neue Lockung gibt. Ich selber hab' mich nachher wohl tausendmal hinausführ'n lassen in den Wald und ihn Strich um Strich durchgenommen, um den Geruch wiederzufind'n, der mir damals so aufgefallen ist, aber vergebens. Er ist so scharf und stechend gewes'n, gar net wie von einer Pflanz' und doch dabei so fein wie von Hollunderblüt'. Wo der Geruch ist, da muß auch die Höhl' sein, denn ich hab' ihn sonst im ganz'n Wald niemals wo anders net getroff'n.“

„Habt Ihr denn auch keine Vermutung gehabt, wer der Grenzmeister sein könne?["]

„Davon red' ich net. Die Vermutung führt oft irr'; der Beweis, das ist die Hauptsach'!“

„Die Vermutung hat auch ihre Gründe, die, geschickt benutzt, zum Beweise führen können. Hätte ich nur den kleinsten Anhalt, so würde der Meister mein, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

„Ja, Ihr seid ein vornehmer Herr und viel klüger als unsereins. Eure Taktik wird's schon so weit bringen, daß Ihr ihn fangt – – oder er Euch. Jetzt aber muß ich heim. Wollt Ihr mit aufsteig'n, Herr?“

„Ich habe meine Erkundung beendet und nehme Euer Anerbieten an.“

Der Knecht saß schon auf dem Wagen; sie nahmen nun auch Platz und fuhren davon. Als der Wirt in die Stube trat, bemerkte er den Jüngling und rief, halb verlegen:

„Heiner, du! Hast den Abschied erhalt'n?“

„Ja, Forstwirt. Ihr habt's ja vorhin gehört, daß ich morgen kommen soll.“

„Das ist wahr. Wirst Freud' anricht'n bei der Mutter! Ich hab' sie lange Zeit net gesehn, aber sie soll ganz abgemagert sein. Wirst schon merk'n, wo die Hilf' herkommen muß.“

Während die beiden noch ein Weilchen beieinander saßen, suchte der Wagen mit dem Leutnant und dem Torbauer in schneller Fahrt sein Ziel zu erreichen. Vor dem Dorfe angekommen, stieg jener, sich bedankend, aus.

„Warum fahrt Ihr denn net weiter mit?“

„Hab' meine Absicht, Schubert, Es braucht niemand zu wissen, daß wir heute miteinander gesprochen haben.“

„Schön, jetzt geht die Taktik los. Gebraucht sie nur zu Haus' auch gut!“

Der Leutnant schritt langsam dem voraneilenden Wagen nach. Es war ihm heut' so mancherlei aufgefallen, und die letzten Worte des Torbauern, so absichtslos sie gesprochen sein mochten, waren ganz

geeignet, seiner Ahnung festeren Halt zu geben. Zu Hause angekommen, ließ er den Ulmenbauer zu sich rufen.

„Oppermann, ich muß Euch, wie schon so oft, auch heut um einen guten Rat bitten. Allen Anzeichen nach haben nämlich die Pascher heut einen Streich vor, der über die Grenze hinüber nach Breitenbach gerichtet ist. Eure Ansicht hat sich schon so oft als praktisch erwiesen, daß ich nicht eher meine Anordnungen treffen möchte, als bis ich Euch gehört habe.“

„Von wem habt Ihr die Kunde?“ fragte der Bauer.

„Das ist natürlich Amtsgeheimnis. Der Grenzmeister hat eben auch nicht lauter zuverlässige Leute.“

„Ist's kostbares Gut?“

„Es scheint so. Nur bin ich mir über den Weg unklar, den sie einschlagen werden.“

„Wenn sie wirklich nach Breitenbach woll'n, so ist gar kein Zweifel darüber möglich. Unsereiner hat gar viel gehört und erfahr'n und kennt ihre Schlich'. Ueber den Tannenschlag gehn sie net, da ist's heut zu licht, denn es war gestern Vollmond; folglich gehn sie durch die Steinbrüch' und den Wassergrund hinab, einen dritten Weg gibt's net.“

„So werde ich die Brüche und den Grund besetzen lassen. Ich vertraue Eurer Klugheit. Ihr seid früher Grenzer gewesen und habt also mehr Erfahrung als andere Leute.“

Er verließ den Hof augenblicklich wieder, um seine Anordnungen zu treffen. Der Bauer blickte ihm mit eigentümlichem Lächeln nach.

„So, also erfahren hat er heut, daß ich Grenzer gewes'n bin; natürlich hab'n sie ihm dann auch gesagt, weshalb ich net dabei geblieb'n bin. Da ist's nun freilich nix mehr mit dem an der Nas' Herumführ'n. Aber dem Ulmenbauer kommt der Herr Offizier doch net gleich und dem Grenzmeister also auch net. Er spricht von Vertrau'n und hat doch nun seit heut grad das Gegenteil; folglich tut er, als will er die Steinbrüch' und den Grund besetz'n und wird doch nun grad zum Tannenschlag gehn, weil er glaubt, daß ich ihn in die Irr' weis'n will. Ich muß meine Vorkehrung darnach treff'n, noch eh' die Depesch' aus dem Baum geholt wird.“

Nach einer Weile des Nachsinnens fuhr er fort:

„Also einen Verräter oder wenigstens einen unvorsichtig'n Schwätzer hab'n wir unter uns! Ich werd' auf morg'n eine Versammlung ausschreib'n und Gericht halt'n. Der Mensch wird entdeckt und – –“

Er machte eine drohende Bewegung und schritt dann den hinteren Gebäuden des Hauses zu. Im Stalle, wo eine Laterne brannte und er sich unbeobachtet sah, zog er die Brieftasche hervor und schrieb einige Zeilen auf ein Papier, das er zusammenfaltete und zu sich steckte. Dann begab er sich in einen Schuppen, in dessen hinterstem Winkel sich allerlei Geröll befand. Dieses räumte er weg und hob einen Stein empor; unter demselben befand sich ein kleiner Raum, aus welchem er einige Gegenstände hervorzog, mit denen er den Hof verließ. Im Walde, der beinahe bis an diesen heranstieg, angekommen, machte er Gebrauch von ihnen. Zunächst legte er einen langen, buschigen Bart um das Gesicht und bog einen alten, zusammengedrückten Hut auseinander, den er aufsetzte. Die breite Krempe bedeckte den oberen Teil des Gesichtes so vollständig, daß man nichts davon zu erkennen vermochte. Dann zog er über seinen bisherigen Anzug eine Weste, die er mit Tüchern und Flecken ausstopfte. Ein weiter Sackrock vervollständigte die Ausstattung, die seiner hageren Gestalt einen solchen Umfang verlieh, daß er unmöglich erkannt werden konnte.

Nun drang er durch Dick und Dünn in gerader Richtung vorwärts und bekundete dabei eine solche Geländekenntnis, daß er diesen Weg schon oft gemacht haben mußte. Nach einiger Zeit gelangte er an einen Pfad, welcher sich vom Dorfe herauf durch den Wald schlängelte. Er verfolgte ihn bis zu einer hohen, breitästigen Buche, durch deren Zweige der Mond seine ungewissen Strahlen warf. In diesem zweifelhaften Lichte gewahrte er eine Gestalt, die sich am Stamme des Baumes zu schaffen machte. Er zog ein Messer aus der Tasche des Rockes, legte den Finger an den Mund und ließ einen leisen, eigentümlichen Pfiff erklingen. Die Gestalt richtete sich empor und antwortete in der gleichen Weise. Im nächsten Augenblicke stand er bei ihr.

„Der Meister!“ ertönte es mit gedämpfter Stimme, aber doch so laut, daß es einer vernahm, den beide nicht bemerkt hatten. Es war Heiner, der unweit der Forstschenke die Straße verlassen hatte, um die Heimat eher zu erreichen. Auf dem weichen Boden beinahe geräuschlos dahinschreitend, war ihm plötzlich ein Rascheln der Zweige aufgefallen, das sich von seitwärts her vernehmen ließ. Er blieb stehen und sah einen Mann aus dem sich hier befindlichen Unterholze treten, der nach kurzem Lauschen denselben Weg einschlug. Er folgte

ihm. Bei der Buche blieb er, sich niederbeugend, halten, und wenige Augenblicke später machte der Pfiff des Ulmenbauers Heiner auch auf diesen aufmerksam. Er hörte den Ausruf des anderen, der ihn veranlaßte, sich eiligst hinter einem nahen Stamm zu verbergen, und vernahm auch das Meiste der nun folgenden kurzen Unterhaltung.

„Ja, der Meister! Hast' die Depesch' schon herausgenommen?“

„Ja.“

„Gib sie wieder her! Es ist anders geword'n. So, da hast' den neuen Zettel, und daß mir zur Versammlung keiner fehlt! Jetzt kannst gehen!“

Der Mann ging denselben Weg zurück, den er gekommen war.

„Halt, noch ein Wort!“ meinte der Ulmenbauer, indem er auf ihn zuschritt. Der Angerufene kehrte zurück und beide trafen gerade an dem Baume zusammen, an dem Heiner lehnte; beide bemerkten ihn auch zu gleicher Zeit, und da sie sofort erkannten, daß er alles bemerkt haben müsse, warfen sie sich im Augenblicke von zwei Seiten auf ihn. Ehe er sich nur zur Wehr setzen konnte, lag er auf dem Boden und das Messer Oppermanns blitzte über ihm. Da fiel ein Mondesstrahl in das Gesicht des sich unter der doppelten Last vergeblich Aufbäumenden und die erhobene Faust sank mit dem Messer wieder nieder. Der Grenzmeister mußte eine gewaltige Selbstbeherrschung besitzen, denn ohne den geringsten Laut der Ueberraschung erhob er sich und gebot dem Fremden:

„Laß ihn los und geh! Es ist ein sich'rer Mann!“

Auch Heiner sprang auf.

„Komm!“ gebot der Alte und schritt voran.

Unter Gefühlen, wie er sie noch nie gekannt hatte, gehorchte der junge Mann dieser Weisung. In der Nähe des Ulmenhofes angekommen, blieb der Voranschreitende stehen.

„Vater, um Gottes Willen, du bist der Grenzmeister!“

„Schweig, neugieriger Bub', und danke Gott, daß ich's selber und kein anderer war, sonst hätt'st die Kling' geschmeckt! Ich geh' von hint'n in den Hof, du aber wend'st dich zur Straß' und kommst nach zehn Minut'n durch das vordere Tor. Aber sagst nur ein Wort von dem, was jetzt vorgefall'n ist, zu jemand, eh' ich mit dir weiter gesproch'n hab', so hast's mit mir zu tun!“

Er ließ ihn stehen. Heiner blickte ihm mit angstvollem Herzen nach.

„Herrgott, was soll d'raus werd'n! Ich hab' mich net auf die Heimat freuen können, und nun mein Fuß auf ihr steht, seh' ich das Unglück vor mir, größer und mächt'ger als ich mir's jemals denk'n konnt'!“

2. Vater und Sohn

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Ulmenbäuerin war schon in der frühesten Morgenstunde wach und wunderte sich, als sie, in die Wohnstube tretend, den Bauer, der doch sonst sehr lang zu schlafen pflegte, auch schon munter fand. Er erwiderte mürrisch ihren freundlichen Gruß.

„Geh hinauf und weck den Heiner, ich muß ihn hab'n!“

Sie stieg die Treppe wieder empor und trat in die Kammer des noch fest schlafenden Sohnes, den die Aufregung des vergangenen Abends nur spät zur Ruhe hatte kommen lassen. Ein Kuß weckte ihn. Er schlug die Augen auf.

„Mutter!“

Er schlang die Arme um sie und erwiderte ihren Kuß.

„Ich hab' soeb'n von dir geträumt, von dir und – und der Paulin'.“

„Heiner, laß den Namen net von Vater hör'n! Du weißt, wie er mit Torbauers steht. Jetzt sollst sogleich zu ihm herunterkommen!“

„Sogleich? Was will er denn?“

„Ich weiß es net. Er ist schon vollständig angezog'n, als wollt' er ausgehn. Tu's auch so!“

Als Heiner – so legt der Gebirgler sich den Namen Heinrich gern zurecht – die Treppe hinabstieg, kam der Stiefvater aus der Stube.

„Komm!“

„Wohin?“

„Wirst schon sehen! Den Kaffee kannst nach der Rückkehr trink'n, denn du sollst net eher mit mir am Tische sitz'n, als bis wir klar und einig sind!“

Also darum hatte sich der Bauer gestern weder beim Abendbrot noch auch später sehen lassen! Heiner ging an seiner Seite. Sie verließen das Dorf und betraten in der Richtung nach dem Wassergrunde zu den Wald. Der schmale Weg war rechts und links von jungen Tannen bestanden, zwischen denen sie rüstig dahinschritten, bis Oppermann horchend stehen blieb. Laute Schritte nahten.

„Schnell unter die Bäum'!“

Heiner that es und sah nicht, daß sein Vater, ehe er ihm folgte, einen zusammengeknitterten Zettel fallen ließ. Kaum hatte er sich versteckt, so schritt eine Anzahl Soldaten, von einem Unteroffizier geführt, herbei. Schon waren die ersten vorüber, da bückte sich einer der Folgenden und hob den Zettel auf, den er dem Unteroffizier überreichte, nachdem er selbst einen Blick darauf geworfen hatte.

„Ah,“ meinte dieser, „eine Entschädigung für den entgangenen Fang. Dieses Papier ist heute Nacht einem der Schmuggler entfallen und enthält den Befehl, die nächste Nacht am alten Schacht auf neue Ladung zu warten. Die Kerls gönnen sich wirklich keine Ruhe. Niemand wird sich über das Papier so freuen, wie der Herr Leutnant!“

Sie setzten ihren Weg fort. Heiner hatte alles bemerkt und gehört und wunderte sich über das zufriedene Lächeln, welches über die harten Züge des Vaters glitt.

„Komm!“ gebot dieser, jetzt wieder aus dem Tannengewirr tretend und von neuem voran schreitend.

Eine halbe Stunde mochten sie so gegangen sein, als der Weg sich in eine Reihe von Steinbrüchen senkte, welche völlig ausgebeutet und darum verlassen waren. Die nackten, kahlen Steinmauern stiegen senkrecht zum Himmel empor, und schon wollte Heiner sich fragen, was der Vater hier mit ihm zu suchen habe, als dieser noch vor dem Eingang in die Brüche sich seitwärts wandte und die steile Lehne des Berges zu erklimmen begann. Dort oben lag ein stilles, verrufenes Fleckchen, „Im Sonnentau“ genannt, von dem man sich erzählte, es sei da nicht geheuer, weil hier des Nachts die Seelen der in den Steinbrüchen Verunglückten umgingen. Den arglosen und leichtgläubigen Bewohnern der Umgegend lag der Gedanke fern, daß diese Seelen recht gut mit Fleisch und Blut begabt sein könnten. Man mied also den Ort geflissentlich, und nur wer von den medizinischen Wirkungen des Sonnentaus Gebrauch machen wollte, wagte sich am hellen Tage einmal auf einige Minuten empor.

„Im Sonnentau“ bestand aus einer schmalen, tiefen und feuchten Schlucht, deren Boden von hohem Wassermoos besetzt war, zwischen diesem stand in zahllosen Mengen das winzige Pflänzchen, das ihr den Namen gegeben hatte. An den beiden Seiten liefen Brombeerranken und Farrenkräuter zwischen allerlei Gebüsch empor, unter dem sich einige wilde Hollunderbäume durch ihre Blütendolden auszeichneten. Ein scharfer, durchdringender Geruch erfüllte den ganzen Platz, so daß Oppermann stehen blieb und nach der Ursache suchte.

„Da sind ja dieselb'n Käfer wieder am Hollunder wie vor zwanzig Jahr'n! Das sind gar selt'ne Tier', und ich möcht' nur wiss'n, wie sie heißen mög'n!“

Heiner betrachtete die Hartflügler, welche die Bäume bis in die kleinsten Zweigspitzen bedeckten.

„Das ist die spanische Flieg' oder Kantharid', wie die Gelehrten sag'n, aus der das schlimme Zugpflaster gemacht wird.“

„Da bist' ja ein richtiger Naturgelehrter, wenn du solche Sach'n kennst!“

Er führte ihn seitwärts, wo der Geruch weniger lästig wurde und gebot ihm, sich an seiner Seite niederzulassen. Nachdem er sich eine neue seiner guten Zigarren, derentwegen er bekannt war und die er nur beim Schlafengehen ausgehen ließ, angebrannt hatte, begann er:

„Heiner, wir hab'n bisher kein gutes Land mit 'nander gepflügt; jetzt aber bist groß gewachs'n, hast Verstand bekommen und es soll anders werd'n. Ich hab' dich hier heraufgeführt, um dir zu zeig'n, daß ich für dich gearbeitet hab' all diese Zeit her, und wenn du mir Gehorsam leistest, so steht dir ein großes Glück bevor.“

„Sprich, Vater!“ antwortete der Jüngling, der bei den Verheißungen des Alten sich beklemmt und beängstigt fühlte.

„Ja, ich werd' sprech'n, und du sollst mir ohne Red' und Wort zuhör'n, bis ich fertig bin. Schau, da drüb'n geg'n Mittag liegt ein großes Land und geg'n Mitternacht auch ein mächt'ges Reich; beid' tun schön und freundlich mit 'nander, und ist immer Krieg zwischen ihnen, net mit Säbel und Kanon', sondern mit den Zahl'n, die auf dem Zollgebot stehn. Unser König verbietet mir den Wein zu trink'n, der da drüb'n wächst, und wenn ich's dennoch möchte', so muß ich außer dem Preis noch ein Extrageld aus meiner Tasch' an ihn

zahl'n. Und Denen ihr König verbietet ihnen, unser Salz zu ess'n, nur desweg'n, weil's bei uns bereitet ist, und wer trotzdem welches will, muß auch in die Extratasch' greif'n. Aus Berlin, das so viele Meil'n von hier liegt, darf ich mir ohne Straf' Stiefeln kauf'n, so viel ich will, und in Breitenbach, das keine Stund' entfernt ist, darf ich's net, wenn ich net so viel extra zahl', daß ich sie beinah' noch 'mal besohlen lass'n kann. Wenn ich meinem Knecht sag: Kauf deinen Tabak vom Krämer und net im Kaufmannslad'n, so lacht er mich aus und tut dennoch, was er will. Und er hat das Recht dazu. Hab' ich net dasselbe Recht auch gegen den König, der mir das aufzwingt, was ich net mag und das verwehrt, was ich mir grad' wünsch' und billig kaufen könnt'?"

„Vater, du siehst die Sach' ganz von der falschen Seit'. Ich denk — —“

„Nix sollst' denk'n, gar nix, sondern nur zuhör'n! Der Zoll ist eine Ungerechtigkeit, die uns den Beutel lichtet, und darum muß sich jedermann dageg'n wehr'n, so viel er kann, mit List oder Gewalt, je nachdem er's vermag. Das hab' ich getan. Ich war ein armes Leut' und bin dadurch emporgekommen. Pascherei und Schmuggel nennt man dies Geschäft, aber es ist nix als Notwehr, zu der mich mein Vorteil und mein Gewiss'n treibt. Ja, ich bin der Grenzmeister; das weißt' seit gestern Abend; ich bin stolz darauf, und auch du sollst dir eine Ehr' d'raus ziehn, daß du mein Gehilf' und Nachfolger wirst. Darum — —“

Der Sohn ließ ihn nicht weiter sprechen; er erhob beide Hände abwehrend.

„Bitt', Vater, sei still und hör', was ich dir zu sag'n hab'!“

„Nun?“

„Wenn Brot im Land gebraucht wird und du verkaufst das Getreid' dennoch über die Grenz' hinüber, so hat der König das Recht, den Zoll zu setzen, und wenn hier bei uns die Leut' auf Arbeit harren und du läßt dennoch deine Sach' im Ausland mach'n, so kannst' auch mehr bezahl'n, damit doch wenigstens etwas im Land verbleibt. Und dann hat der König nicht den Zoll gemacht, sondern du selber, denn du hast den Mann mit gewählt, der im Landtag für uns spricht. Was er nun dort sagt, das mußst' auch respektier'n. Der Schmuggel ist net Notwehr, sondern ein Verbrechen, das große Straf' verdient. Und wie hast' ihn betrieb'n! Mit Mord und Schauerhaftigkeit; denk' an den Torbauer! Hast' mir net selber gesagt, daß ich gestern verlorn' gewesen wär', wenn ein anderer mich getroff'n hätt'? Du bist mein Vater und ich kann dich net anzeig'n und verklag'n; aber seit gestern ist mir das Herz verblutet, und ich will lieber sterb'n als mit dir das Gleiche tun. Vater, laß' ab von dieser Sach'! Und wenn dich kein Grenzer und kein Richter findet, der liebe Gott faßt dennoch zu, wenn seine Zeit gekommen ist, und dann ist in einem Tage alles zernichtet und zerstört, was dich viele Jahre gekostet hat. Der Grenzmeister hat große Macht, doch ist's die Macht der Furcht, und der geringste Zufall kann ihn verderb'n.“

„So, das ist die Antwort, die ich bekomm? Bursch', glaubst etwa, du willst mich hofmeistern? Was bringst den Torbauer? Ihm ist sein Recht geschehn, denn wenn er mir die Anna net weggenommen hätt', so wär' ich an seiner Stell'. Er hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Aber es ist gut, ich seh', was ich von dir zu erwart'n hab'. Ich wollt' in Güt' und Freundlichkeit mit dir verkehr'n; du willst aber net, nun, so geschieht's in andrer Weis'. Merk' also auf, was ich dir jetzt sag': Drüb'n über der Grenz' wohnt der Kaufmann, mit dem ich das Geschäft mach'. Er hat eine Tochter und ich hab' einen Sohn. Wir tun beid' zusammen, damit auch der Gewinn beisammen bleibt. Heut kommt er mit ihr, und du nimmst sie mit auf den Tanz. Zum Herbst ist die Hochzeit,“ bestimmte der Vater, und sah dem Sohn scharf ins Gesicht.

„Vater!“ wardessen Ruf, der sein Entsetzen aussprach.

„Still! Was ich dir sag', das hat dir der Grenzmeister befohl'n, und was der will, das führt er durch. Ich wollt' dich in das Geheimnis einweih'n, nun aber kann's net gescheh'n. Komm!“

„Ja, komm; es ist mir fürchterlich an diesem Ort. Hier ist die Höhl', in der ihr euch versteckt; aber die Flieg' und der Käfer da am Hollunder kann euch verrat'n, wenn der liebe Gott es will!“

Der Ulmenbauer lachte höhnisch auf.

„Bist ja recht fromm geword'n! Es geschieht kein Zeich'n und kein Wunder mehr, und die Flieg' hat keinen Mund, um zu sprech'n. Also bereit' dich vor auf den Besuch, der grad' zu deiner Heimkehr eingerichtet ist. Am Abend gibt's Verlobung!“

„Es geht net, Vater! Wenn ich auch sonst nix dageg'n einzuwend'n hätt', so will ich mich doch von eurer Schuld frei halt'n.“

„Was soll das heiß'n? Willst' uns anzeig'n?“

„Nein. Was ihr bisher getan habt, das liegt net auf meiner Seel', da darf ich schweig'n. Doch bei all'm, was der Grenzmeister von jetzt an tut, bin ich der Mitschuldige, und das darf ich net leid'n!“

Der Ulmenbauer richtete sich hoch empor; die Adern seiner Stirn schwellen blaurot an, und sein Auge blitzte grimmig auf den Sprecher.

„So, also das hab' ich an dir zu erwart'n! Denk', daß du net mein Kind, sondern ein Fremder bist und daß ich dich vernicht'n werd', wenn du mich nur den geringst'n Verrat ahnen läßt!“

„Vater, ich hab' dir schon gesagt, ein einz'ger Tag kann all dein Werk zerstör'n. Laß dich bitt'n! Tu' mir's und der Mutter zu lieb, und – – –“

„Still! Ich mag keine Bitt' vernehmen! Gestern hab' ich dich gerettet; heut geschieht's net wieder: Hier bleibst stehen auf der Stell' und schwörst, meinen Will'n zu tun und auch fernerhin net das Geringste zu sag'n.“

„Ich kann net, Vater. Mein Gewiss'n ist mir höher als die Furcht vor dir. Und weil ich dich net bitt'n darf, so laß uns weiter gehen!“

„Nein, net einen Schritt kommst' von hier fort, bis wir fertig sind, und fertig werden wir auf diese oder die andere Weis', dafür bin ich der Grenzmeister. Mein Werk steht fest, das zerstört mir kein Jahr, viel weniger ein Tag, darauf kannst du dich verlass'n. Du weißt zu viel und darfst net zurücktret'n. Also entscheid' dich für mich oder wider mich. Das erst' ist gut, beim zweit'n bist verlorn! Willst schwören oder net?“

Sie hatten „Im Sonnentau“ verlassen und standen jetzt näher an Rande des Steinbruches.

„Ich kann und darf net, Vater. Laß den Schmuggel, und ich will dir stets ein guter und folgsamer Sohn sein, der – – –“

„Still! Schwörst oder net?“

„Nein!“

„Zum dritt'n Mal, schwörst oder net?“

„Nein!“

„So fahr' hin, mißrat'ner Bub'!“

Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft holte er aus, um den Sohn in den Bruch hinabzustoßen; Heiner aber hatte das Fürchterliche geahnt; er sprang auf die Seite und ergriff den Vater, der sonst unter seiner eigenen Wucht hinabgestürzt wäre. Ihre Arme schlangen sich ineinander, und es entstand ein Ringen, das um so entsetzlicher war, als es zwischen zwei Männern geschah, die sich durch die innigsten Bande hätten vereint fühlen sollen. Heiner hatte für sein Leben zu kämpfen und mußte doch dabei bedacht sein, den Vater zu schonen. Dieser war stark und glaubte, seines Gegners ebenso schnell Meister zu werden wie tags zuvor. Aber er vergaß, daß da zwei gegen einen gewesen waren. Er fühlte sich nach und nach ermatten, und endlich gelang es dem jungen Manne, sich loszureißen. Schnell sprang er empor und war in der nächsten Sekunde zwischen den Büschen verschwunden. Wie von der Hölle gehetzt, eilte er durch Busch und Dorn immer vorwärts und stand nicht eher still, als bis er das Dorf vor sich liegen sah. Da warf er sich zur Erde nieder und gab der inneren Erschütterung in einem lauten Schluchzen Raum.

So lag er lange, lange Zeit; die Klagelaute erstarben und er wurde ruhiger. Was sollte er tun? Er wußte sich weder Rat noch Hilfe und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als wolle er von Welt und Leben nichts mehr sehen. Da rauschte es leise neben ihm und eine freundliche Stimme grüßte:

„Guten Morg'n! Was ist denn das? Ich glaub' gar, das ist der Heiner, der hier im Gras liegt und – – lieber Herrgott! Hast ja geweint, Heiner!“

Er richtete sich empor und blickte die liebliche Erscheinung an, als wär's im Traume.

„Grüß Gott, Paulin'! Ja, geweint hab' ich. Komm, reich' mir die Hand und laß dich bei mir nieder!“

„Das wird net auf lange sein. Ich wollt' vor der Kirch' mich erst ein wenig auf der Flur umschaun, und nun wird's gleich läut'n. Doch sag', warum weinst' an so einem schönen Sonntagsmorg'n? Ist dir 'was Traurig's begegnet, bei dem ich dir ein wenig helf'n kann?“

„Du kannst mir net helf'n, Paulin', und ich kann dir's auch net sag'n, jetzt net, heut' net; aber später wirst es vielleicht erfah'n.“

„So sei jetzt auch fröhlich und guter Ding'. Wann bist' nach Haus' gekommen?“

„Gestern Abend.“

„Drum hab' ich dich noch gar net zu seh'n bekommen. Und wann bist' heut' fort?“

„Schon in der Früh'.“

„So weißt' wohl auch noch gar net, was für vornehmer Besuch bei euch zugeg'n ist?“

„Ist er schon da?“

„Ja. Ein Wagen ist's, so prächtig, daß kein Graf sich damit zu schämen braucht. Und wer saß drin? Ein fremder Herr mit einem Mädchen, das gar stattlich aufgeputzt war. Aber gut hat's net ausgesehn; die Aug'n sind so spitz und schief gefahr'n, und der Herr hat dazu geblickt, als hätt' er die Kirch' mitsamt dem Turm verschluckt.“

„Es ist die Braut, die ich bekommen soll!“

„Die Braut?“ fragte das Mädchen, indem die Röte von ihren Wangen wich. „So bist wol gar versproch'n?“

„Nein. Ich mag sie doch gar net, jetzt net und niemals net!“

„Ist's auch wahr, Heiner?“

„Gewiß und wahrhaftig wahr!“

Die erbleichten Wangen röteten sich wieder, und ihre kleine Hand ergriff die seine.

„Wärst auch net glücklich geword'n mit ihr, Heiner! Sie sah aus wie die Sybill', die zwanzig net fürchtet.“

„Du schaust wohl anders aus, als sie, Paulin'?“

„Ich? wie kommst' auf mich?“

„Weil ich grad keine andere hier zugeg'n hab'.“

„Geh', du Böser!“

Alles Herzeleid war für den Augenblick vergessen. Er erfaßte auch ihre andere Hand und blickte ihr innig in das verlegene Angesicht.

„Weißt, warum ich die Braut net mag?“

„Warum?“

„Weil ich schon eine andere kenn', die mir's angetan hat, an die ich allzeit gedacht hab' in der Fremd', als ich net zu Haus' gewes'n bin.“

„Das muß eine gar Vortreffliche sein! Sag' doch, wer es ist?“

„Du net!“

„Das weiß ich schon ganz von selber, denn die Paulin' hat dem stolz'n Heiner niemals 'was gegolt'.“

„So komm her, ins Ohr will ich dir's sag'n!“

Sie beugte sich zu ihm; er umfaßte sie, näherte den Mund ihrem Ohre und gar ihr statt der verheißenen Auskunft einen schnellen Kuß.

„Geh Heiner, das ist net wahr!“

„Glaubst's net?“

„Soll ich denn?“

„Ja, Paulin', du sollst! Schau, ich hab' nie und nirgends eine Freud' gehabt als bei der Mutter und bei dir, und darum ist meine ganze Lieb' auch nur für euch beid' bestimmt. Ich hab' gestern und heut einen Schlag erhalt'n, den ich nie verwind'n werd', wenn du ihn mir net trag'n hilfst. Der liebe Gott hat dich jetzt herausgesandt in mein Herzeleid, um mir den Weg zu zeig'n, wie ich etwas sühnen kann, das ich mir gar schwer auf mein Herz genommen hab'. Und was der liebe Gott schickt und fügt, das kann allzeit nur Glück und Seg'n bringen. Glaubst das, Paulin'?“

„Ja, Heiner.“

„Und willst' mich lieb hab'n, so ein ganz klein wenig?“

„Net ein wenig, Heiner, sondern viel, recht viel!“

„Das wird dir auch der liebe Gott vergelt'n! Da hast meine Hand, daß du dies Wort niemals bereuen sollst!“

„Aber dein Vater?“

„Mit dem hab' ich abgerechnet und wir sind quitt. Und der deine?“

„O, der ist gut! Er mag von dem Ulmenbauer nix wiss'n, aber auf dich hält er gar große Stück' und beklagt dich nur immer, dich und die Mutter, daß ihr so viel Heimsuchung zu erduldn habt.“

„So darf ich zu dir kommen?“

„Ja. Heut auf den Abend. Wirst kommen?“

„Ich komm', Paulin', aber net vor die Tür, sondern gleich in die Stub'.“

„So schickt sich's auch, Heiner. Aber jetzt läutet's in der Kirch'. Leb wohl!“

„Leb wohl und bet auch für mich; ich hab's gar sehr nötig!“ — —

3. Die Pascherhöhle

Am Nachmittag saß der Torbauer an dem geöffneten Fenster, wo die wärmenden Strahlen der Sonne auf sein Gesicht fielen. Es war ewige Nacht um ihn, und wenn er das Gestirn des Tages nicht zu erblicken vermochte, so wollte er doch wenigstens ihre belebende Wirkung mit dem Gefühle empfinden. Der zeitweise wiederkehrende Schmerz seiner Augen hatte sich seit gestern von neuem eingestellt, und als er jetzt die Bäuerin eintreten hörte, fragte er:

„Hast noch Sonnentau?“

„Nein; er ist letzthin all' geword'n. Tun dir die Aug'n wieder weh, Vater?“

„Ja.“

„Armer Schelm! Wie bekommen wir nun den Tau herab?“

„Der Knecht mag gehen.“

„Der hat heut' frei und ist schon fort.“

„Ist die Pauline daheim?“

„Ja. Sie soll gehen? Willst' ihr das wirklich zumut'n?“

„Von weg'n den Gespenstern? Geh, Mutter, das ist unverständiges Gered'! Wie ist das Wetter drauß'n?“

„Gut. Die Sonn' scheint mild und warm, und es blüht und duftet all's, so daß es einen gern hinauslockt in das Feld.“

„So geh' ich mit! Ich bin gar lang net nach dem Wald gekommen und sehn' mich zu ihm hin. Ruf sie und bring mir den Rock und die Mütz'!“

Die Tochter stellte sich ein, und bald schritten sie langsam auf demselben Wege hin, dem am Morgen der Ulmenbauer mit seinem Sohn gefolgt war. Den Stock in der einen Hand, hielt er mit der anderen die ihrige erfaßt, und es war gar beweglich anzuschauen, mit welcher Sorgfalt sie ihn leitete, damit sein unsicherer Fuß ja nicht strauchle. Dabei erklärte und beschrieb sie ihm alles, was seinem Auge verschlossen war, und wie der eine Sinn desto schärfer wird, je mehr die Tätigkeit des anderen ruht, so trank er den Duft des Waldes mit um so größerem Behagen, als er die Herrlichkeit der Natur nicht zu erblicken vermochte.

So gelangten sie zwischen die jungen Tannen, wo ihnen laute Stimmen entgegenschallten.

„Ich bin mit allem zufrieden, Oppermann; nur sagt, wo eigentlich der Heinrich bleibt!“

„Er wird zu Hause sein, wenn wir heimkommen.“

„Galant und aufmerksam scheint er nicht zu sein,“ bemerkte ein weibliche Stimme.

„Wer kommt?“ fragte Schubert das Mädchen. „Der Ulmenbauer ist dabei?“

„Ja, mit dem Besuch, der heut gekommen ist.“

„So führ mich auf die Seit'.“

„Der Pfad ist schmal; es wird kaum zugehn.“

Sie stellte sich mit ihm an die Tannen, um die drei Personen vorüber zu lassen.

„Holla, der Torbauer!“ rief jetzt Oppermann. „Mach dich noch weiter hinüber, sonst schaff' ich Raum!“

Der Angeredete drängte sich hart an die Zweige; eine Antwort gab er nicht.

„Noch net genug. Mach weiter!“

Er gab ihm einen Stoß, daß er wankte und zwischen die stehenden Zweige zu Boden fiel. Pauline ergriff ihn und half ihm empor.

„Schämt Euch, Ulmenbauer,“ rief das Mädchen, die, obgleich sonst zaghaft, hier ihre Entrüstung nicht zu bemeistern vermochte; „Solch Held'nstück bringt keine Ehr'!“

„Lass' ihn gehen, Paulin; ich streit' mich net mit ihm, denn ich weiß, daß ich in ihm den ‚Meister‘ find'!“

Er gab dem letzten Worte einen eigentümlich bezeichnenden Nachdruck und ergriff ihre Hand. Sie setzten ihren Weg jetzt schweigsam fort, das Zusammentreffen mit den drei Personen hatte in beiden Gefühle erweckt, denen sie innerlich Rechnung tragen mußten.

„Ist der Steinbruch bald da?“ fragte endlich Schubert. „So geht es links empor!“

Es verursachte ihm große Mühe, die steile Lehne zu überwinden; er glitt öfters aus und atmete hoch auf, als sie endlich oben angelangt waren.

„Jetzt rechts hinüber, Paulin', bis die Schlucht beginnt.“

Sie war noch nie an diesem Ort gewesen und mußte sich auf seine Weisung verlassen. Bald standen sie am Ziele.

„Hier ist die Schlucht mit dem Wassermoos am Bod'n, Vater, und hier steht auch -- --“

Sie hielt mitten in der Rede verwundert inne. Der Torbauer stand da als sei eine unerwartete Erscheinung vor seine lichtlosen Augen getreten. Er hielt die Arme halb ausgestreckt, und seine Nasenflügel zitterten unter der Hast, mit der er den Geruch der Kanthariden einsog.

„Paulin',“ rief er dann, beinahe laut jubelnd. „Weißt, wo wir sind?“

„Im Sonnentau!“

„Ja, aber noch wo anders. Hier ist die Höhl', in der ich geblend't word'n bin.“

„Ist's wahr, Vater?“ fragte das Mädchen erschrocken.

„Ja. Riechst net den Geruch, so fein wie Hollunder und so scharf dabei, daß es dem Kopf weh tut. Was mag das sein!“

„Das sind die Käfer, Vater, die hier am Hollunder sitz'n; Tausend und aber Tausend sind's, die hab'n den Geruch.“

„Käfer? Also darum hab' ich den Geruch net wieder gefund'n, obgleich ich später hier gewes'n bin! Die müss'n selt'n sein und kommen wol net alle Jahr' herbei. Aber das ist die gerechte Vorsehung, die ihnen und mir gebot'n hat, nach dem ‚Sonnentau‘ zu gehn.“

„Soll ich welchen pflück'n? Er steht in hellen Hauf'n hier.“

„Nein, nein! Ich fühl' net den geringst'n Schmerz mehr in den Aug'n; die Höhl' will ich hab'n, die Höhl' muß ich find'n, und du mußt such'n, bis sie entdeckt ist.“

„Aber wo, Vater?“

„Hier in der Schlucht. Sie ist net groß und bald abgesucht. Es muß ein Loch geb'n, eine Oeffnung, die grad' so groß ist, daß ich hindurchkriech'n kann. Such nur von Schritt zu Schritt, von Zoll zu Zoll, hüb'n und drüb'n, doch net weit hinauf; es muß am Bod'n sein!“

Das Mädchen hielt die Nachforschung mit der allergrößten Genauigkeit, während der fieberhaft erregte Vater das Resultat kaum erwarten konnte. Es war kein befriedigendes.

„Es ist nix zu sehn, nix als Stein und Moos und Strauch und Farrenkraut.“

„Dann ist der Eingang so versteckt, daß man ihn net bemerk'n kann; aber die Höhl' ist da, ganz sicher da. Sie führt in die Seit' hinein, und wenn man auf ihr steht, muß man den hohlen Ton bemerk'n. Jetzt führst mich empor zum Rand; ich selber werd' ringsum untersuch'n!“

Sie leitete ihn bis zur Kante der Schlucht empor; er schritt hart daran hin und stampfte von Schritt zu Schritt mit dem Fuße. Seine Vermutung erfüllte sich schon nach kurzer Zeit; es erklang unter seinen Tritten, als stehe er über einem leeren Raum.

„Hörst, Paulin', hier ist sie!“

Er stampfte stärker.

Zur Herstellung der Höhle war eine kleine Seitenschlucht benutzt worden. Man hatte dieselbe mit jungen Stämmen überlegt und auf diesen von moosigem Rasen eine Decke hergestellt, welche stark genug gewesen war, jeden Darüberschreitenden zu tragen. Das war jedenfalls zu einer Zeit geschehen, an der „Im Sonnentau“ nur den Eingeweihten bekannt war. Während dieser langen Frist nun war das Holzwerk von der Fäulnis ergriffen und die Decke schadhaft geworden. Der Torbauer brach hindurch.

Der Fall konnte ihn nicht verletzt haben, denn im nächsten Augenblick fragte er herauf:

„Paulin', wo bist?“

„Hier auf dem Dach. Hast dich verletzt, Vater?“

„Nein; es ist net tief.“

Die Sorge um ihn hatte sie an den Rand des entstandenen Loches getrieben; da wich der Boden auch unter ihr; sie fiel zu ihm hinab. Beide waren im ersten Augenblick ganz erschrocken darüber, fühlten sich aber durch die Bemerkung beruhigt, daß auch sie nicht den geringsten Schaden gelitten habe.

„Nun, auf diese Weis' ist's gut, daß du mit herunter bist,“ meinte der Torbauer. „Schau, hier stoß' ich an den Klotz, auf dem ich damals gesess'n hab'. Nun such einmal, wie es hier aussieht!“

Die Decköffnung sandte genug Licht, um den ganzen Raum mit seinem Inhalt zu erkennen. Der hintere Teil war bis oben mit den verschiedensten Arten von Schmuggelgut angefüllt; an den Wänden hingen mehrere Schießgewehre; auch eine Lampe wurde entdeckt, und an der Erde stand ein kleines Fäßchen, dessen Spund- und Zapfenloch zugesteckt waren.

„Ist 'was drin?“

„Ja, es ist schwer.“

Sie zog den Zapfen heraus; das Fäßchen fiel dabei um, und ein Teil seines Inhalts rieselte auf den Boden. Es war Pulver.

Nachdem sie alles bis auf das Kleinste durchforscht hatten, ohne den Eingang zu entdecken, war ihre nunmehrige Sorge darauf gerichtet, auf welche Weise es ihnen möglich sei, den Ort wieder zu verlassen. Nach einigem Nachdenken entschied der Blinde:

„Zum Loch können wir net hinaus, es ist net mit den Händ'n zu erlangen, und der Rand würd' auch nachgeb'n. Wir klettern da hint'n auf die Paket' und grab'n uns durch die Deck'. Erst schaffst das herabgefall'ne Land bei Seit', daß es net entdeckt wird, und hernach, wenn wir drauß'n sind, mach'n wir die Löcher wieder zu. Die Pascher dürf'n net bemerk'n, daß jemand hier gewes'n ist. Ich mach' sofort die Anzeig', und wenn es glückt, so werd'n sie all' hier abgefang'n.“

Dieser Plan wurde ausgeführt. Zwar kostete es dem hilflosen Blinden und dem schwachen Mädchen viel Zeit und Anstrengung, in das Freie zu gelangen und alle Spuren ihrer Anwesenheit zu verwischen; endlich aber kamen sie doch damit zu Stande und verließen nun den verhängnisvollen Ort, ohne an ihre frühere Absicht, sich Sonnentau zu holen, mehr zu denken.

Der Rückweg wurde mit der möglichsten Schnelligkeit zurückgelegt, und, im Dorfe angekommen, gebot der Alte:

„Führst' mich net nach Haus', sondern zum Grenzer, aber so, daß der Ulmenbauer es net bemerkt.“

„Warum dieser net?“

„Weil ich meine Ursach' hab'! Wirst es schon auch noch erfahr'n!“ – – –

Unterdessen saß der Genannte bei seinem Besuche und mußte sich alle Mühe geben, seine zornige Aufregung zu bemeistern. Er hatte mit Sicherheit angenommen, daß die dem Sohne gegebene Lehre ihre Wirkung nicht verfehlen und dieser im Laufe des Tages nach Hause kommen werde. Aber er kam nicht. Stunde um Stunde verging; die Gäste wurden immer unruhiger, und endlich erhob sich der Geschäftsfreund und verließ das Zimmer.

„Herr Oppermann,“ sprach das Mädchen, „denkt Ihr Sohn etwa, es gibt bei uns keine jungen Herren? Mehr als genug, besonders wenn man nicht arm an Vermögen und Bildung ist. Höflicher und aufmerksamer aber sind sie jedenfalls!“

„Sobald er kommt, soll er den Lohn empfangen, der Trotzbub' der!“

„Aber er wird nicht kommen!“

„Er muß. Ich hab's ihm gebot'n, und wenn er sich net besinnt und nachgibt, so soll er sehn, was ich mit ihm tu'!“

„Ach so! Er ist mit unserm Plane also gar nicht einverstanden? Das hätten Sie uns früher sagen sollen!“

Sie stand auf und rauschte mit einer Miene, die ihre ganze Entrüstung darlegen sollte, aus der Stube. Oppermann folgte ihr eilig und bemerkte zu seinem Schrecken, daß ihr Vater hatte anspannen lassen.

„Was! Du willst fort?“

„Ja. Ich dränge mein Mädchen niemandem auf. Ueber das Geschäft sprechen wir später, wenn du mal hinüber kommst!“

Alle Bitten und Vorstellungen des Ulmenbauers halfen nichts. Der Wagen rollte fort, und Oppermann ließ seine Wut an Frau und Gesinde aus.

Währenddem war es dunkel geworden, und der Grenzer kam, um nach dem Leutnant zu fragen.

„Er ist fort, schon seit einer ganz'n Weil'. Kann ich's vielleicht ausricht'n?“

„Es ist nichts von Bedeutung,“ meinte der Beamte vorsichtig. „Nur eine Privatsache.“ Dann entfernte er sich wieder.

Nach dem Abendbrot, welches Oppermann schweigend einnahm, verließ auch er den Hof. Nachdem er dieselben Vorbereitungen wie gestern getroffen hatte, schritt er auf Umwegen dem alten Schacht zu. In der Nähe desselben angekommen, stieß er seinen Signalpfeiff aus und sah nach wenigen Augenblicken eine Anzahl Schmuggler um sich versammelt.

„Ihr wißt, wem's heut gilt?“

„Dem Offizier.“

„Gut. Er ist mit seinen Leut'n beim Schacht. Ich will nur ihn; die andern können lauf'n. Er wird sie verteilt hab'n. Spürt jetzt 'mal vor, wo er sich befindet!“

Nach einiger Zeit kehrten die ausgesandten Lauscher zurück und brachten die Nachricht, daß der Leutnant ganz allein auf einem Steine sitze, während er seine Leute längs des Weges aufgestellt habe.

„So holt ihn; aber net einen Laut darf er ausstoß'n!“

Der Unteroffizier, welcher heute den Zettel erhalten hatte, lehnte unweit des Schachtes an einem Baume. Er konnte im Mondenschein den Ort erkennen, an welchem sein Vorgesetzter sich niedergelassen hatte. Da war es ihm, als finde dort eine ungewöhnliche Bewegung statt. Er duckte sich auf die Erde nieder und kroch hinzu. Der Leutnant war fort, aber sein Tschako lag neben dem Steine. Mit einigen raschen Sprüngen war der Unteroffizier zurück, eilte bis in die Mitte der Aufstellung und rief die Leute zusammen.

„Sie haben den Leutnant gefangen! Wir müssen –“

Da kam es den Weg heraufgekeucht, als steht etwas Hochwichtiges auf dem Spiele.

„Wer da!“ unterbrach sich der bestürzte Sprecher.

„Der Grenzer! Ist der Herr Leutnant hier? Ich habe soeben erst erfahren, daß er sich am Schacht befinde und ihm eine außerordentliche Mitteilung zu machen!“

„Sie sehen uns gerade seinetwegen in der größten Bestürzung. Er hatte sich abseits von uns aufgestellt und ist von den Paschern aufgehoben worden. Wir müssen augenblicklich zur Verfolgung schreiten.“

„Aber wissen Sie, nach welcher Richtung? Nein? Ja, das kann ich mir wohl denken! Doch seien Sie außer Sorge; wir werden ihnen den Streich sofort vergelten, es soll ihr letzter sein!“

Er berichtete nun von der Anzeige des Torbauers, die auch hier eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Es wurde schnell Beratung gehalten, und in Kurzem war der Platz verlassen. –

Die Gefangennahme des Leutnants war vollständig unbemerkt, wie die Pascher vermeinten, gelungen. Er wurde in lautloser Stille, gebunden und geknebelt, nach „Im Sonnentau“ geführt, wo heute große Versammlung sein sollte.

Der Grenzmeister schritt voran. Trotz der Vorsicht, welche zu beobachten war, hatte er ein Zündholz hervorgezogen und sich eine seiner Zigarren angebrannt. Es war sein Stolz, nie mit einer Pfeife gesehen zu werden. Sie nahmen nicht den gewöhnlichen Weg, sondern schritten durch den lichten Wald in gerader Richtung auf ihr Ziel los. Sie hatten hier noch nie etwas Verdächtiges bemerkt und stiegen daher ohne vorherige Erkundung in die Schlucht hinab.

Oppermann bückte sich und faßte einen sorgfältig mit Moos bekleideten Stein, der auf einer unsichtbaren Rolle lief, aber sich fest in die Schluchtwand einlegte. Er zog ihn zurück und schickte sich an, durch das so entstandene Loch zu kriechen. Schon befand er sich halb im Innern der Höhle, als er einen fürchterlichen Schrei ausstieß und zurückfuhr. Er hatte mit dem brennenden Zigarrenende den Boden gestreift und war damit in das Pulver geraten, welches Pauline gerade vor dem Steine verschüttet hatte. Es war explodiert und ihm in das Gesicht und die Augen geflogen. Alle Vorsicht vergessend, schnellte er sich empor und rief:

„Ich bin geblendet, die Aug'n sind mir verbrannt! Es hat Pulver vor dem Loch geleg'n und ist mir an die Zigarr' gekommen!“

In der nun entstehenden Aufregung bemerkten die Pascher nicht, daß sie umzingelt wurden. Da erscholl es über ihnen:

„Halt! Ergebt euch!“

Im Scheine des Mondes sahen sie die blanken Läufe zahlreicher Gewehre auf sich gerichtet; im Nu hatten sie auch die ihrigen erfaßt. Die Schüsse krachten von oben und unten, dann erfolgte ein Zusammenprall, der sich nach und nach in einen erbitterten Einzelkampf auflöste.

Oppermann war bei dem Rufe des Unteroffiziers zusammengeschockert. Er konnte nichts sehen und wußte sich rettungslos verloren. Aber wie, wenn er dennoch zu entkommen vermochte! Durch listiges Entschleichen war dies nicht möglich, da ihm das Augenlicht geraubt war. Er vergaß seine Schmerzen, zog das Messer und stürzte sich vorwärts. Der Zufall wollte, daß er auf eine Lücke stieß, durch die er gelangte, unbehindert zwar, aber doch nicht unbemerkt. Der Grenzer sah ihn und eilte ihm nach. Der Fliehende vernahm die Schritte. In weiten Sprüngen stolperte er nach rechts hinüber, um das junge Tannicht zu erreichen, aber er hatte die Richtung verfehlt; noch ein Sprung, der Boden verschwand unter seinen Füßen und mit einem gräßlichen Schrei stürzte er in die Tiefe des Steinbruches. – – –

Nach dem Abendessen hatte Pauline ihren Eltern gesagt, wer heute kommen werde. Der Torbauer hatte aufgehört und dann gemeint:

„Der Bursch' ist mir willkommen; er soll net entgelt'n, was der Vater tut. Aber, Paulin', sag' ihm nix von heut!“

Heiner war dann auch gekommen und von den Eltern seines Mädchens freundlich empfangen worden. Er hatte erzählt, daß er sich mit dem Vater verfeindet habe und bis zum Austrag der Sache in Dienst gehen werde. Noch saßen sie beisammen, da klopfte es und der Grenzer trat ein.

„Torbauer, ich muß Euch berichten, daß wir sie haben.“

„So? Wirklich? Gott sei Dank! Den Meister auch?“

Heiner horchte auf.

„Ja. Und wißt Ihr, wer es ist? Der Ulmenbauer!“

Er kannte den Sohn des Genannten nicht und begann den Vorgang zu erzählen. Dann entfernte er sich mit der Versicherung, daß das Verdienst Schuberts die rechte Anerkennung finden solle.

„Also den Offizier hatt'n sie erwischt? Ja, das war die gute Taktik! Und der Grenzmeister ist also doch – – Heiner!“

Der Angeredete hatte starr und totenbleich dagesessen, und kein Laut war über seine Lippen gekommen. Jetzt erhob er sich.

„Gut' Nacht!“

„Was willst', Heiner? Bleib!“ gebot Schubert.

„Der Sohn des Grenzmeisters darf nimmer bleib'n. Er muß fortgehn in die weite Welt, wo ihn niemand kennt!“

„Du bleibst! Geh her und setz dich wieder!“

Dem Zureden der braven Leute gelang es, ihn zu beruhigen. Er begann zu erzählen von all dem Leid, was er mit der Mutter zu ertragen gehabt hatte und verschwieg auch die letztvergangenen Ereignisse nicht. Als er geendet hatte, reichte ihm der Torbauer die Hand hinüber.

„Siehst, Heiner, es gibt einen Gott, der grad so straft, wie man sündigt! Er hat mich geblendet und ist durch mich wieder geblendet word'n, wie der Leutnant mit angesehen hat; er hat dich in den Bruch stürz'n woll'n und liegt nun selber tot darin. Sein Bau ist an einem einz'gen Tag zusammengebroch'n, wie du ihm geweissagt hast. Nun geh und tröst' die Mutter; Paulin' mag dich begleit'n. Dann schickst' die Knecht' hinaus zum Bruch und läß'st ihn holen. Du hast schwer zu trag'n; doch komm' zu uns, wir werd'n dir gern helf'n, es zu überstehen!“

Heiner ging, um die Mutter auf das Geschehene, von dem sie vielleicht noch nichts wußte, vorzubereiten. Pauline schloß sich ihm an.

„Weißt nun, Paulin', warum ich heut geweint hab?“ fragte er sie unterwegs.

„Nun weiß ich's, Heiner.“

„Und willst mich dennoch lieb behalt'n?“

„So lieb wie erst. Nun brauchst auch net in den Dienst zu gehen. Die Flieg' am Hollunder hat ihre Schuldigkeit getan, und du bist Ulmenbauer geworden. Der Gram und die Sorg' hat ein End', und wenn das jetzt'ge Leid erst überstand'n ist, so wird das Glück einkehr'n bei uns und bei der Mutter!“

Die Kriegskasse

Eine Erzählung aus den Tagen Napoleons I

Von Karl May

1. Die beiden Müller

Der Obermüller konnte den Niedermüller nicht leiden, und der Niedermüller war dem Obermüller nicht gewogen, das hatte seine guten Gründe. Die Obermühle war bis vor zehn Jahren die einzige Mühle im Tale gewesen, und ihr Besitzer hatte sich recht gut dabei gestanden; da war der jetzige Niedermüller gekommen, hatte seine neumodische Klapper an den Bach gesetzt und dem Obermüller die Mahlgäste weggenommen. War das etwa schön von ihm? Der Obermüller wenigstens hielt es ganz für das Gegenteil, zumal er den teuren Prozeß verlor, den er anstrebte, um sich seines Wettbewerbers zu erwehren. Dieser aber war ein durchtriebener Pfiffikus, lachte sich eins ins Fäustchen und hatte seine Freude über den Aerger seines nun mehr und mehr verarmenden Berufsgenossen.

Doch die zwischen den beiden Männern herrschende Abneigung hatte noch einen anderen Grund. Der Obermüller war nämlich ein echtes, braves Rheinlandskind und konnte es nicht verwinden, daß sein schönes Vaterland unter dem Drucke der französischen Herrschaft seufzte, seiner besten Kraft beraubt wurde und seine reichen Hilfsquellen nach und nach versiegen sah. Der Niedermüller aber war von der Obermoseler Gegend herabgekommen, wo man heimlich nach Frankreich hinüber zu schielen pflegte, und kannte keinen anderen Herrgott, als den großen Bonaparte, der den Mut gehabt hatte, seine gewaltige Hand nach ganz Europa auszustrecken. Zwar hatte er eine Tochter, der wegen ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Herzensgüte, vielleicht auch wegen des zu erwartenden Erbes die Jungburschen alle im Wege herumliefen, aber das machte doch die Sache nicht anders, vielmehr steigerte sich die Abneigung des Obermüllers um ein Bedeutendes, als er bemerkte, daß sie es seinem Franz auch angetan hatte, der des Abends um die Niedermühle strich und am Tage vor lauter Zerstreung statt des zu mahlenden Getreides den Kartoffelsack in den „Rumpf“ ausleerte.

Auch heut hatte er allerlei Ungebührlichkeiten, die sonst gar nicht in seiner Art lagen, begangen, und als es nun Abend geworden war, fuhr er mit den Armen in das Sonntagsnachmittagswamms und schickte sich zum Fortgehen an.

„Wo willst du hin, Franz?“ fragte der Vater mit jenem unzufriedenen Tone, der jetzt öfters bei ihm zu hören war.

„Hinunter ins Dorf; es gibt heute Tanz.“

„Wirst aber wohl nicht ganz hinunterkommen, weil dir die Niedermühle im Wege liegt.“

„So gehe ich an ihr vorbei.“

„Oder bleibst ein wenig stehen, bis die Anna herauskommt.“

Franz errötete.

„Soll ich etwa vor ihr ausreißen, Vater?“

„Nein, das ist nicht notwendig; aber du weißt, daß ich das fremde Volk da unten nicht leiden mag. Der Niedermüller ist ein Franzosenfreund; er hat uns um unser Brot gebracht und ist schuld, daß wir Tag für Tag unser Leben wagen müssen, wenn wir nicht verhungern wollen. Die Anna mag gut sein, aber du kannst schon noch eine andere bekommen!“

„Aber ich mag keine andere, Vater! Wir haben uns lieb, und du würdest ihr gewiß auch gut sein, wenn du sie so kenntest, wie ich sie kenne. Sie spricht gar herzlich von dir und der Mutter und möchte gern an euch gutmachen, was ihr Vater Ungutes an euch getan hat.“

„So!“ meinte der Müller nachdenklich und seine Stimme klang um ein Beträchtliches milder. „Sie hat mich allerdings immer freundlich begrüßt, wenn ich ihr begegnet bin, weiter aber kenne ich sie nicht. Was sagt denn ihr Vater dazu?“

„Der weiß noch nichts davon. Er will, sie soll den Douanenleutnant Jambrieu nehmen, der in St. Goar angestellt ist.“

„Siehst du! Wenn die Anna so denkt, wie du sagst, so möchte es meinerwegen möglich sein, daß ich einmal ja sage, aber der Alte wird es nimmermehr zugeben, daß sie den Sohn seines Todfeindes heiratet. Such dir also eine andere! Du bist durch ganz Deutschland gewandert und auch mehrere Jahre in Frankreich gewesen, und wer so viel gesehen und gelernt hat, der bekommt schon eine Frau!“

Der Sohn antwortete nicht, sondern nahm die Mütze zur Hand und schritt nach der Tür. Er hatte dieselbe schon geöffnet, als hinter ihm die Weisung ertönte:

„Punkt elf bist du wieder daheim! Es gibt heut ein gutes Geschäft, und um zwölf müssen wir über das Wasser sein. Wir haben Neumond, so daß uns nicht leicht jemand sehen wird, und wenn uns der Zufall nicht die ganze Zollwache auf den Hals führt, so stecken wir ein schönes Geld in die Tasche. Mit einem oder einigen nehmen wir es schon auf.“

„Ist's viel, was wir zu laden haben?“

„Mehr als gewöhnlich, und darum wird auch die Gesellschaft voll beisammen sein. Vielleicht wird es gar an Fahrzeugen fehlen.“

„So nehmen wir den Kahn des Niedermüllers dazu. Anna wird mir den Schlüssel dazu geben.“

„Weiß sie denn, daß - -?“

„Ja, sie weiß es. Sie ist ganz zufällig dahinter gekommen, und ich konnte nicht leugnen. Aber ihr andern braucht keine Sorge zu haben; ich habe es nur von mir gestanden!“

„So! Und sie hat nichts verraten? Das ist brav von dem Mädchen!“ sagte der Vater. „Ich sehe nicht ein, warum die einen den Zucker und Kaffee teurer bezahlen sollen als die andern, und zwar bloß deshalb, weil Herr Napoleon einen Grenzstrich zwischen sie gezogen hat.“

„Soll ich also den Kahn nehmen?“ fragte der Sohn.

„Ja; nur nimm dich in acht, daß der Alte nichts merkt! Du brauchst da gar nicht wieder zur Obermühle zu kommen, sondern kannst gleich hinüber rudern. Du weißt ja, wo wir zu treffen sind!“

Franz ging. Er war ein rüstiger, straffer und auch hübscher Bursche, dem ein Mädchen schon gut sein konnte; das wußte die Anna am allerbesten, und darum lehnte sie bereits seit einer Viertelstunde am Gartenzaun und horchte in die stille Nacht hinaus, ob sich der bekannte Schritt des heimlich Geliebten nicht bald vernehmen lassen wolle. -

2. Der entgangene Fang

Es war zwölf Uhr des Nachts. Im Zollhaus zu St. Goar saß der Leutnant Jambrieu bei der Lampe und schrieb an einem Berichte, den er morgen in der Frühe an seine Vorgesetzten nach Bacharach abgehen lassen wollte. Das Schreiben ging ihm heute gar nicht recht aus der Hand; seine Gedanken waren alle auf der Niedermühle, wo es ja eine gab, die dem leckeren Franzosen in die Augen gestochen hatte.

„*Morbleu!*“ murmelte er, die Feder zur Seite legend, „ich bringe partout keinen gescheiten Satz fertig, weil mir das verteufelte Mädchen im Kopf liegt. Ich bin so nervös und unruhig. Sollte das vielleicht eine Ahnung sein? Ich habe gehört, sie schameriert mit dem Franz aus der Obermühle. Vielleicht steckt sie grad jetzt mit ihm in einer Ecke und läßt sich das rote Mäulchen von ihm küssen. Wenn ich so etwas bemerkte, ich stäche dem armseligen *Coïon* den Degen durch den Leib! *Coïon*, ja, so hat der Kaiser gesagt und so ist es auch wahr; *Coïons* sind sie alle, diese Deutschen, und Brigands und Spitzbuben dazu, die zu ganzen Scharen und Banden den Schmuggel betreiben, ohne daß man ihnen beikommen kann!“

In diesem Augenblicke hörte er eilige Fußtritte dem Hause nahen, und einige Sekunden später trat ein langer, hagerer Mann in das Zimmer, dem der Schweiß in großen Tropfen auf Stirn und Mund stand.

„Verzeihung, Herr Leutnant, daß ich so spät störe,“ entschuldigte er sich; der Angeredete ließ ihn aber den beabsichtigten Satz nicht beginnen, sondern erwiderte, sich erhebend, mit dem Tone eines Gönners:

„Ihr seid es, Niedermüller? Ihr stört mich nicht und wenn Ihr mitten in der Nacht mich aus dem Schlafe weckt! Was führt Euch zu mir? Ihr seid ja ganz außer Atem!“

„Es ist auch die Sache danach, Herr Leutnant, und ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so gelaufen wie jetzt, um noch zur rechten Zeit zu kommen!“

„Zur rechten Zeit? *Diable!* Das klingt ja fast, als hättet Ihr mir eine wichtige Botschaft zu bringen. Setzt Euch und sprecht!“

Der Müller nahm auf dem dargebotenen Stuhle Platz und begann:

„Sie kennen den Obermüller und seinen Sohn, den Franz, Herr Leutnant?“

„Ja. Warum fragt Ihr?“

„Sie wünschen die Schmuggler zu fangen, die Ihnen bisher so geschickt entgangen sind?“

„Ob ich will? *Sacré nom du dieu*, ich habe keinen heißeren Wunsch, als sie einmal auf frischer Tat zu ertappen. Sie schaffen nun seit Jahren die kostbarsten Waren im Werte von vielen tausend Francs über die Grenze, ohne daß es gelungen ist, ihrer habhaft zu werden. Aber was hat dies mit dem Obermüller zu tun?“

„Er ist ein Mitglied der Bande oder gar ihr Anführer.“

„*Hélas!* Ist das möglich! Woher wißt Ihr es?“

„Das sollen Sie gleich hören! Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß die Anna zu einer gewissen Abendstunde in den Garten geht; es ist mir aufgefallen, und ich beschloß, ihr einmal nachzugehen, um zu sehen, was sie zu so ungewöhnlicher Zeit da draußen zu tun habe. Heut bin ich ihr nachgeschlichen, und was denken Sie, was ich gesehen habe?“

„Nun?“

„Sie stand mit dem Franz am Zaune, und verhandelte allerlei ungereimte Dinge mit ihm. Ich stand schon im Begriffe, mich zu erkennen zu geben, als er von ihr den Schlüssel zu meinem Kahn verlangte, auf dem ich den jenseitigen Kunden das Mehl zu bringen pflege.“

„Weiter, weiter!“ drängte der Zolloffizier.

„Weiter? Ich bin fertig. Das Uebrige können Sie sich denken!“

„Denken? Hm, ja. Also der Franz schameriert mit Eurer Tochter. Das habe ich mir längst gedacht! Ich hoffe aber, daß — — —“

„Keine Sorge, Herr Leutnant! Nun ich weiß, was hinter meinem Rücken vorgeht, werde ich darauf achten, daß es nicht wieder geschieht.“

„Natürlich! Aber Ihr könnt doch unmöglich mit Eurer Geschichte fertig sein?“

„Ich bin fertig, denn das andere hat für Sie kein Interesse,“ meinte der vorsichtige Müller, der seine Tochter nicht in Gefahr bringen wollte. „Nur das habe ich zu sagen, daß der Bursche mit meinem Kahne hinüber ist; sein Vater fuhr später auch ab, und etwas weiter unten bemerkte ich ebenfalls einige Boote, die vorsichtig hinüber steuerten. Man hatte die Ruder mit Lappen umwunden. Es gilt jedenfalls ein Unternehmen, und ich bin daher Hals über Kopf nach St. Goar gelaufen, um Ihnen Nachricht davon zu bringen.“

„Ich danke Euch, Niedermüller; es wird Euer Schade nicht sein!“ antwortete Jambrieu und begab sich nach der Tür, um den im Vorraume befindlichen Zollwächter herbei zu rufen. Nachdem er diesem die nötigen Befehle erteilt hatte, schnallte er sich den Degen fester, steckte die geladenen Pistolen bei und warf den Mantel über.

„So, jetzt bin ich bewaffnet, und nun *allons*, Niedermüller, Ihr geht ruhig nach Hause; es braucht niemand zu wissen, wem ich die Kunde verdanke; ich aber begeben mich nach dem Stelldichein, an dem ich meine Leute erwarten werde.“

Die beiden Männer verließen das Haus und schritten am Ufer abwärts, bis sie die Stelle erreicht hatten, wo nach der Aussage des Niedermüllers Franz mit dem Boote abgestoßen war. Der Müller verabschiedete sich hier, um nach seiner Wohnung zu gehen, der Leutnant aber begab sich nach einer in der Nähe liegenden Stelle, wo er bereits einige seiner Untergebenen vorfand, die er durch den schnell abgesandten Boten an diesen Ort befohlen hatte. In kurzer Zeit stießen noch mehrere hinzu, und bald waren die Wächter in einer Anzahl versammelt, die genügend war, auch einen größeren Trupp, als die Schwärzer gewöhnlich zu bilden pflegten, siegreich in Empfang zu nehmen.

Der Offizier verteilte seine Leute nach ab- und aufwärts in einer Weise, daß eine bedeutende Strecke des Stromes von ihnen beobachtet werden und ihre Vereinigung auf das gegebene Zeichen doch leicht und schnell erfolgen konnte, und bald lag tiefe Stille auf der Gegend, die in jedem Augenblicke der Schauplatz eines blutigen und erbitterten Kampfes werden konnte.

Die Zeit verging. Mitternacht war längst vorüber. Es schlug eins und zwei. Da endlich ließ sich unterhalb des Ortes, an dem Jambrieu sich befand, ein klagender Unkenruf vernehmen. So rasch und geräuschlos wie möglich eilte er vorwärts und traf fast zu gleicher Zeit mit den anderen bei dem Douanier ein, der das Zeichen gegeben hatte.

„Was gibt es, Sombrier?“ fragte er ihn. „Hast du etwas bemerkt?“

„Bücken Sie sich nieder, Herr Leutnant,“ lautete die Antwort, „daß Ihr Auge in gleicher Linie mit dem Wasser kommt, und blicken Sie hier hinüber!“

Der Offizier folgte der Weisung und suchte das nächtliche Dunkel in der Richtung zu durchdringen, die ihm der erhobene Arm des Sprechers angab. Der leise Phosphorschimmer, der die Oberfläche des Wasser kennzeichnete, ließ einige schwarze Punkte erkennen, die auf dem Strome sich bewegten und bei ihrem Nahen sich mehr und mehr vergrößerten.

„*Voilà*, da sind sie! Tretet zurück; laßt sie ruhig aussteigen und die Boote befestigen. Dann aber rasch auf sie los!“

Er hatte sich in seiner Voraussetzung verrechnet; die Schmuggler waren klüger und vorsichtiger als er dachte. In sicherer Entfernung vom Ufer ließen sie die Boote halten, und bald zeigte ein leises Plätschern, daß einer von ihnen in das Wasser gesprungen war, um an das Land zu schwimmen und daselbst nachzusehen, ob alles sicher sei.

Mit kraftvollen Armen teilte er die Flut, stieg leise und langsam die Dammböschung empor und blieb hier horchend stehen. Da klang ein leiser Ton durch die Nacht, so leise, daß er einem anderen vielleicht entgangen wäre; er aber hatte ihn vernommen und griff zum Messer.

„*Sacré*,“ murmelte Jambrieu zwischen die Zähne, „muß ich auch jetzt grad an den verteufelten Säbel stoßen! Ich werde dem Kerl den Rückzug abschneiden, damit er nicht zurück in das Wasser kann!“

Er hatte einen höchst unklugen Entschluß gefaßt. So leise er auch aufzutreten versuchte, der Schmuggler vernahm doch das Geräusch seiner Schritte und wandte sich nach dem Strome um. Jedenfalls war es seine Absicht, die Boote schwimmend wieder zu erreichen; er konnte sie aber nicht ausführen, denn noch hatte er keinen Fuß im Wasser, so fühlte er sich von dem Offizier gepackt und zurückgehalten.

„Zurück!“ rief er mit laut schallender Stimme; „die Zollratten sind da!“ Zu gleicher Zeit strengte er sich an, von dem Leutnant loszukommen.

Es gelang ihm nicht, denn es hatten sich zahlreiche Hände ausgestreckt, die ihn packten, und während er mit den überlegenen Gegnern rang, zog einer von ihnen die geöffnete Blendlaterne unter dem Mantel hervor und ließ ihm den hellen Schein in das Gesicht fallen.

„Der Franz,“ rief es; „der Franz aus der Obermühle!“

„Bindet ihn!“ fügte der Offizier hinzu.

Franz war erkannt; gelang es ihm nicht, zu entkommen, so war sein Los die Galeere. Der starke Bursche fühlte bei diesem Gedanken seine Kräfte sich verdoppeln: wie der Löwe die Hunde, so schüttelte er die kleinen, schwächtigen Franzosen von sich ab; sie stürzten rund um ihn zur Erde, und nur Jambrieu hielt so fest, daß nicht von ihm loszukommen war.

„Laß los, Bonapartenpudel, sonst magst du sehen, wie es dir geht!“

„Meinst du, *coïon*? Zeig doch, was du kannst!“

„Sollst's gleich sehen!“ antwortete es.

Der blasse Schimmer einer blanken Messerklinge leuchtete auf den Offizier nieder; er stieß einen kurzen, schrillen Wehlaut aus, fuhr zuckend mit dem Armen in die Luft und brach dann zusammen.

Mit einigen Sprüngen brachte Franz sich aus dem Bereich seine Feinde und war im nächsten Augenblick in der Finsternis verschwunden. Ein fernes Plätschern bewies, daß die Boote den Warnungsruf beachtet hatten und schleunigst davonruderten. Der Fang war den Häschern entgangen.

3. Ein Soldat der großen Armee

Es war um Weihnachten. Der Winter war über das Land gegangen und hatte seine Schneeflocken auf Feld und Flur gestreut. Deutschland lag unter der drückenden, erwartungsvollen Stille, wie sie dem Sturme vorherzugehen pflegt; am Rhein war die politische Schwüle am drückendsten, und der heilige Christ, der sonst so fröhliche Gesichter findet, begegnete gar manchem ernstblickenden Auge, das von Dingen redete, die der Mund nicht auszusprechen wagte.

Auch auf den beiden Mühlen ging es außerordentlich ruhig zu. Von Franz hatte man seit jener Nacht nichts wieder gehört. Jambrieu war von der erhaltenen Messerwunde vollständig genesen und wohnte jetzt in der Niedermühle. Er schien sich in St. Goar nicht mehr ganz sicher zu fühlen und hatte diese Unterkunft gewählt, weil er bei dem zu erwartenden Rückzuge der Franzosen gern einen reichen Vogel mitgenommen hätte.

Anna sträubte sich zwar nach Kräften gegen die von dem Vater ihr aufgezwungene Verbindung, aber das Drängen des Leutnants wurde von Tag zu Tag nachhaltiger, und es war vorauszusehen, daß er den Müller endlich zu einem rücksichtslosen Machtspruch bewegen werde.

So war der zweite Feiertag gekommen; die Familie saß noch spät in der von dem brennenden Tannenbaume hell erleuchteten Stube und horchte auf die ruhmredigen Berichte, die Jambrieu zum hundertsten Male von seinem Kaiser vortrug. Da klopfte es an die Tür, und auf das laute „Herein“ des Müllers trat ein Mann herein, dessen zerfetzte Kleidung auf überstandene schwere Strapazen deuteten. Er trug den linken Arm in der Binde und über das Gesicht ein Heftpflaster, das sich von der Nase bis fast an das Ohr erstreckte. Hätten ihn nicht schon diese Blessuren als Krieger gekennzeichnet, so wäre es sicher durch das Kreuz der Ehrenlegion geschehen, welches seine breite Brust schmückte.

„Kut' Apend!“ grüßte er in gebrochenem Deutsch. „Kann ein arm' Soldat ab' un peu ßu ess', ßu trink' und ßu schlaf?“

Der Douanenoffizier erhob sich sofort und zog den beklagenswerten Mann an den Tisch. Es verstand sich von selbst, daß ihm das Begehrte reichlich vorgesetzt wurde, und ebenso zahlreich waren auch die Fragen, die er während des Essens zu beantworten hatte. Er gehörte zu der großen französischen Armee, die sich aus Rußland zurückgezogen hatte, in Deutschland geschlagen wurde und ihre versprengten Teile als Bettlertrupps heim in das gelobte Frankreich sandte. Im Laufe des Gespräches fand es sich, daß er ein Müller sei, und dieser Umstand bewog den Hausherrn zu der Frage, ob er auf der Niedermühle bleiben wolle, bis er sich von den ausgestandenen Beschwerden erholt habe. Er willigte mit Freuden ein und ward nach vollendetem Abendbrote bedeutet, sich von der Tochter des Hauses zur Ruhe weisen zu lassen.

Anna ergriff eines der Lichter, um ihn zu begleiten; es zitterte in ihrer Hand, aber sie brachte ihre Angst nicht eher zum Ausbruch, bis sie in der Kammer stand, wo kein Lauscher zu befürchten war.

„Franz!“

Nur das eine Wort sprach sie aus, aber der Ton sagte mehr, als alle Worte es vermocht hätten.

„Anna! So hast du mich erkannt?“

„Nicht gleich, aber endlich doch. Um Gottes Willen, geh fort von hier; wenn es herauskommt, wer du bist, so bist du verloren!“

Er nahm das falsche Haar vom Kopfe, entfernte den struppigen Bart aus dem Gesichte und warf die Binde fort, die seinen Arm gehalten hatte.

„Ich bleibe hier, Anna; ich muß hier bleiben, und niemand wird mich erkennen!“

„Nein, du mußt fort; ich würde sonst vor Angst sterben!“

„Es geht nicht; ich muß, Anna, und damit laß es gut sein! Wie steht es mit dem Jambrieu?“

„Ich muß ihn nehmen, wenn keine Hilfe kommt.“

„Sie wird kommen, und zwar bald. Deswegen bin ich hier. Wie geht es meinen Eltern?“

„Sie sind gesund und wohl. Was ist's hier mit dem Pflaster? Geht das auch herunter?“

„Nein, der Hieb ist nicht falsch; ich habe ihn wirklich erhalten.“

„Einen Hieb? Sag, wo!“

„Das werde ich dir später erzählen. Jetzt geh hinab, damit niemand Verdacht schöpft!“

Er schlang die Arme um sie, gab ihr einen herzlichen Kuß und schob sie dann zur Tür hinaus. Nachdem er diese verriegelt, öffnete er das Fenster. Es führte auf den Damm des Teiches, den der Bach hier bildete und an den sich die hintere Seite des Hauses lehnte. Mit einem gewandten Sprung stand er draußen und gelangte auf einem Umwege zu dem Pfade, der längs des Wassers hinauf zur Obermühle führte. Dort angelangt, fand er die Tür verschlossen und alles Licht erloschen. Die Eltern, die er sehen wollte, waren schlafen gegangen. Sollte er sie in ihrer Ruhe stören? Nach kurzem Besinnen beschloß er, umzukehren. Er mußte mehrere Tage bleiben und konnte sie also auch morgen aufsuchen.

Langsam schritt er den Weg, welchen er gekommen war, wieder hinab und stand, als er die Niedermühle erreicht hatte, eben im Begriff, seine Kammer aufzusuchen, als er Schritte vernahm, welche sich von vorn dem Hause näherten.

Er blieb lauschend stehen. Es wurde geklopft, und als nach einiger Zeit der Müller aus dem geöffneten Fenster blickte, frug eine Stimme in fremdländischem Accent nach dem Leutnant Jambrieu.

Franz schlich sich näher und versteckte sich hinter einem Haufen Reisholz, der in der Nähe der Tür aufgeschichtet lag. Der Leutnant erschien nach einiger Zeit; aber kaum hatte der späte Gast einige Worte zu

ihm gesprochen, so faßte er ihn am Arme und zog ihn von der Tür hinweg bis in die nächste Nähe des unberufenen Lauschers.

Dieser vernahm jedes Wort der hastig geführten Unterhaltung und erhob sich, als die beiden Männer sich mit raschen Schritten entfernt hatten, mit einem tiefen Atemzuge aus seiner gebückten Stellung.

Es währte eine lange Zeit, ehe sie wiederkehrten, aber nicht zu zweien, sondern zu dreien. Sie trugen einen schweren Gegenstand, machten einen möglichst weiten Bogen um die Mühle und verschwanden in dem Gesträuch, das den Teich von drei Seiten umgab. Nach wenigen Minuten knirschte es wie zerbrochenes Eis und es wurde ein kurzes Plätschern hörbar, als werde ein fester Gegenstand in das Wasser gesenkt und fahre, von den haltenden Händen losgelassen, mit kräftigem Schlage zu Boden.

Am nächsten Morgen fand der Müller statt des einen Franzosen, den er gestern aufgenommen, noch zwei, die durch den Leutnant hier ein Obdach gefunden hatten und für einige Tage hier zu bleiben erklärten. Und zu derselben Zeit traf man bei St. Goar auf einen alten Wagen, vor den ein alter Gaul gespannt war, der traurig und hungrig den Kopf zur Erde senkte. Das Geschirr war aus irgend einem Grunde von seinem Führer verlassen worden.

4. Ueberrumpelt

Das Neujahr 1814 war gekommen. Draußen in der Welt bereiteten sich große Dinge vor, und auch in der Niedermühle schien ein Sturm im Anzuge zu sein. Es konnte nicht verschwiegen bleiben, daß die Sache Napoleons auf schlimmen Füßen stehe, sämtliche Douaniers hatten Order bekommen, sich marschfertig zu halten, aber der Befehl zum Rückzuge zögerte von Stunde zu Stunde. Der Glaube an die Allmacht des großen Korsen war so stark, daß man an den erlittenen Niederlagen zweifelte und aller Augenblicke den Bericht erwartete, er sei an der Spitze seiner Legionen erschienen und habe den Feind mit einem seiner gewaltigen Schläge für immer zu Boden geworfen.

Die vier Franzosen, die jetzt die Mühle mitbewohnten, waren sehr darüber einig, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, und der eine von ihnen, der Müller war und das Kreuz der Ehrenlegion trug, übertraf sogar den Leutnant an Eifer, für seinen glorreichen Kaiser auch mit der Zunge zu fechten. Er schien ihm auch in anderer Beziehung den Vorrang ablaufen zu wollen, wenigstens bemerkte der eifersüchtige Jambrieu, daß zwischen ihm und Anna trotz seines nichts weniger als ansprechenden Aeußeren eine immer wachsende Zuneigung sich entwickelte, und schon zu wiederholten Malen hatte er daher im Begriff gestanden, sein vermeindlich besseres Recht nunmehr zur Geltung zu bringen.

Der Müller fühlte sich nirgends wohler, als in der Gesellschaft dieser vier Männer, welche den gleichen Abgott mit ihm hatten und – es sich an seinem Tische trefflich schmecken ließen. Je mehr er grad jetzt um seines politischen Bekenntnisses willen von den Nachbarn gemieden wurde, desto fester hielt er daran, und die Gerüchte, die über den Vormarsch der Verbündeten im Umlauf waren, machten so wenig Eindruck auf ihn, daß er die Verlobung Annas mit Jambrieu auf den heutigen Abend festgesetzt hatte.

Er hatte erwartet, bei der Tochter den kräftigsten Widerstand zu finden und wunderte sich nicht wenig, als sie sein Machtwort mit der gleichgültigsten Miene hinnahm und die notwendigen wirtschaftlichen Vorbereitungen zu dem Familienfeste ohne besondere Anweisung traf. Er glaubte, sie sei endlich einmal klug geworden; ein Zolloffizier ist ein schwerwiegendes Menschenkind, und wenn eine Müllerstochter ihn zum Manne bekommt, so hat sie von Glück zu sagen.

Es waren für den Abend wenig Gäste geladen; aber der Kreis der Verwandten und Hausgenossen war ein so zahlreicher, daß sich bald eine angeregte Unterhaltung entwickelte, die gegen Mitternacht hin, wo das bindende Verlöbniß stattfinden sollte, in Folge des reichlich genossenen Weines außerordentlich lebhaft wurde.

Nur Jambrieu teilte nicht die frohe Laune der anderen; er bemerkte gar zu wohl die Blicke, die verstohlen zwischen Anna und dem Legionär gewechselt wurden; so gern er diesen in den ersten Tagen gehabt hatte, so wenig konnte er ihn jetzt leiden, und es schwebte von Minute zu Minute ein scharfes Wort auf seinen Lippen, das er nur zurückhielt, weil das schöne Mädchen ihm doch jedenfalls nun sicher war. Er gab sich Mühe, seine Eifersucht zu überwinden und ergriff das gefüllte Glas, um einen Toast auf seinen Kaiser auszubringen. Alles stimmte in das „*vive l'empereur!*“ ein, und nur der Legionär bückte sich unter den Tisch, als sei ihm irgend etwas zur Erde gefallen.

Jetzt erhob sich auch der Müller zu einem Toaste. Er spöttelte über die kleinen Feinde Napoleons und forderte auf, die Gläser auf deren baldigen Untergang zu leeren. Alle folgten dieser Weisung, nur der Legionär blieb, sein Glas zwischen den Fingern drehend, ruhig sitzen.

„He,“ meinte Jambrieu, „bist du an den Stuhl gewachsen? Was soll das heißen, daß du dich gar nicht rührst?“

„Das soll 'eiß, Napoleon sein perdü, Napoleon sein futsch, Napoleon sein kaput, sakt die Kossak,“ antwortete er in seiner gebrochenen Sprache.

Diese Worte brachten ein außerordentliches Aufsehen hervor; eine solche Versündigung an dem gewaltigen Herrscher war unerhört, und Jambrieu machte Miene, sich auf den Verbrecher zu stürzen, als plötzlich die Tür hastig aufgerissen wurde und ein Zollbeamter mit Sack und Pack hereintrat, um dem Leutnant einen verschlossenen Brief zu überreichen.

Jambrieu besah den Umschlag. Das Schreiben kam von seinem Vorgesetzten. Er las es, und tiefe Blässe breitete sich über seine erschrockenen Züge.

„Der Feind ist da“ rief er; „wir müssen fort. Rasch vorwärts in die Berge, bis der Kaiser sie wieder packt und vernichtet!“

Jambrieu eilte zur Tür, prallte aber dort um einige Schritte zurück, denn davor stand die hochaufgerichtete Gestalt des Legionärs, der ihm die Pistole entgegen hielt.

„Wart' Si nok ein klein wenik, 'err Leutnant,“ meinte er lächelnd; „Si 'ab' verkeß', mitßunehm' Ihr Braut!“

„Was soll das heißen?“ fragte der vollständig verblüffte Offizier.

„Es soll 'eiß', daß Franzos sein kaput und die 'err Leutnant sein auk kaput!“

„Kaput? Ich?!“

„Oui, kaput, ßerr kaput!“

„Zurück, Schurke; laß deinen dummen Witz! Ich habe keine Zeit, ihn anzuhören.“

„Ah, die 'err Leutnant muß lauf', lauf' über die Berg vor der *coïons*, die freß' all' Franzos' und all' Douaniers. *Hélas*, die 'err Leutnant muß bleib' in diese *chambre* bis komm' der *coïons*!“

Jambrieu wollte ihn fassen; der Legionär aber stieß ihn zurück, riß die Perücke vom Kopf, den Bart vom Gesicht und warf sein altes Kamisol vom Leibe. Ein Schrei des Schreckens entfuhr der aufgeregten Versammlung, denn statt des verwundeten Franzosen stand Franz vor ihnen, der dem Zolloffizier mit einem raschen Griff den Degen entriß. Er trug eine schwarze, rot vorgestoßene Litewka, von der die goldgelben, halbmondförmigen Achselstücke sich glänzend hervorhoben; das dunkle Lederzeug steckte voller Waffen, und seine ganze Haltung war eine solche, daß keiner der Franzosen sich auf ihn zu werfen wagte, zumal alle seine fürchterliche Uniform nur zu gut kannten: er war ein Lützower.

Indem er den Degen Jambrieus hinter sich an die Wand lehnte, zog er eine zweite Pistole hervor. Die Hähne knackten, ein leiser Druck der Finger und die tödlichen Schüsse mußten krachen.

„Kennen Sie mich jetzt, Herr Leutnant?“ fragte er ernst. „Sie wollten einst den Schmuggler fangen, jetzt hat er Sie im Sacke. Und nun paßt auf, ihr Leute: wer nicht sofort tut, was ich befehle, den schieße ich auf der Stelle nieder!“

Man sah es ihm an, daß er ernst machen werde, und als ein kurzes, barsches „Setzt Euch!“ erscholl, suchten alle außer Jambrieu die verlassenen Sitze wieder auf.

„Herr Leutnant, ich schieße. Setzen Sie sich! Eins – zwei – –“

Der eingeschüchterte Offizier wartete die verhängnisvolle „Drei“ nicht ab.

„Aber was wollen Sie denn eigentlich von uns?“ fragte er kleinlaut, indem er sich ruhig auf dem Stuhle niederließ. „Wir werden Ihnen nicht das geringste zu Leide tun, sondern ganz ruhig unseres Weges gehen!“

„Ich habe noch mehreres mit Ihnen zu verhandeln!“ lachte der mutige Lützower. „Zunächst sage ich Ihnen meinen Dank für den Unterricht, den Sie mir über die Stellung der Ihrigen so – so naiv gegeben haben. Ich bin stets des Nachts fortgewesen, um das Vernommene an gehöriger Stelle zur Meldung zu bringen.“

„*Mille tonnerre!*“ fluchte der blamierte Douanier zwischen den Zähnen.

„Ferner muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie im Eise des Mühlteiches ein so deutliches Zeichen angebracht haben. Ich hätte sonst nicht so leicht die Stelle gefunden, wo der eiserne Kasten von Ihnen versenkt wurde.“

„*Sacré bleu!*“ Der Offizier sprang auf. „Ich muß fort; der Kerl weiß alles! *En avant*, Ihr Leute; schlagt ihn nieder; wir müssen die Kriegskasse retten!“

Er kam nicht weit, der drohende Lauf der Pistole hielt ihn zurück.

„Niedergesetzt!“ erklang es scharf. „Für die Kasse werden bessere Leute sorgen als Sie!“

Des Leutnants Augen blitzten wütend auf, aber er mußte gehorchen, wenn er sein Leben nicht verlieren wollte.

Franz wandte sich jetzt zum Niedermüller.

„Jetzt kommt an Euch die Reihe! In wenigen Minuten ist Euer Haus von den siegreichen *coïons* besetzt. Wißt Ihr, wie Ihr stets von Ihnen gesprochen und was Ihr ihnen erst vorhin noch gewünscht habt?“

Der Müller erbleichte; er vermochte nicht zu antworten.

„Euer Schicksal hängt von Eurem gegenwärtigen Verhalten ab. Ich habe keine Zeit zu langen Reden. Antwortet mir also kurz und bündig: Ist Eure Tochter noch frei?“

„Ja,“ erwiderte er zitternd und zögernd.

„Ihr habt Euch auf eine Verlobung eingerichtet. Der Herr Leutnant wird entsagen müssen. Anna, komm her!“

Das Mädchen, das angstvoll Zeugin des Vorganges gewesen war, trat zu ihm. Er faßte ihre kleine, bebende Hand.

„Herr Niedermüller, Ihr wißt, daß wir beide uns lieb haben. Gebt mir die Anna zur Frau!“

Der Müller schwieg.

„Antwortet! Ja oder Nein?“

Der Gefragte blickte ratlos im Kreise umher. Da erklang lautes Pferdegetrappel und ein lauter Kommandoruf vom Hofe herauf in die Stube; die Haustür wurde aufgerissen, und fragende Stimmen ließen sich hören.

„Nun! Macht schnell, die *coïons* sind da!“

„Ich - habe - - nichts dawider!“ lautete die seufzende Antwort, während Jambrieu mit einer Armbewegung Einspruch erhob und aufsprang. Franz zog das Mädchen an sich und drückte einen schallenden Kuß auf ihre Lippen.

„So ist's recht,“ erklang es da hinter ihm; „nur drauf, wer Glück und Sieg begehrt!“

Es war ein Greis, der diese Worte sprach. Er mochte seine siebzig Jahre zählen, aber seine Haltung war noch ungemein rüstig. Ein langer Mantel fiel von seinen Schultern, eine leichte Feldmütze bedeckte den graubehaarten Kopf; der dichte, weiße Schnurrbart stand ihm gar grimmig zu Gesichte, und wie er so dastand, die Linke am Degengriff, in der Rechten die kurze, qualmende Pfeife, und mit dem großen, scharfen Auge die Versammlung überflog, da hätte es wohl keiner gewagt, ein Wort zu sprechen, ohne von ihm gefragt zu sein. Er hatte die Lage sofort vollständig begriffen.

„Aha, eine Verlobung auf dem Degenknopf! Oder nicht?“

„Zu Befehl, Excellenz, ja!“ antwortete Franz mit grüßender Handbewegung.

„Wünsche viel Glück! Der Alte dort wird Wort halten müssen!“ Und auf Jambrieu deutend, fuhr er fort: „Ist das der Zöllner, dem wir deine Nachrichten verdanken, mein Sohn?“

„Zu Befehl, ja!“

„Er wird uns die Moneten lassen müssen! Wo stecken sie?“

„Im Teich, Excellenz.“

„*Fi donc*,“ lachte der alte Feldmarschall, der vor kaum einer Viertelstunde bei Caub über den Rhein gegangen war. „Die Napoleons im kalten Wasser! Wir müssen sie erretten; zeig uns den Ort, mein Sohn!“

Er kniff Anna freundlich in die Wange und schritt hinaus; ein Wink an die Draußenstehenden genügte, die in der Stube befindlichen Personen unter sichere Wache zu bringen. Franz folgte ihm und nahm unten im Hof eine Hacke zur Hand.

Eine Schar Lützower hielt vor dem Hause. Die berühmten Freischärler hatten den Rheinübergang eröffnet und waren von Blücher zur Begleitung nach der Mühle befohlen worden. Die Offiziere schlossen sich dem Feldherrn an. Beim Teiche angekommen, deutete Franz auf eine tiefe und hartüberfrorene Stelle, die unweit des Ufers lag.

„Hier ist's, Excellenz! Sie haben den Kasten an Stricken befestigt, deren Enden so im Eise anbrachten, daß sie mit eingefroren sind.“

„Schön; so haben wir leichte Arbeit. Hack zu; ich habe nicht viel Zeit!“

Mit wenigen Schlägen war die Scholle herausgehauen; die Stricke wurden gefaßt, und bald lag der Kasten am trockenen Ufer des Teiches.

„Uebernehmen Sie die Schatulle, Horwitz,“ wandte sich Blücher an einen der Offiziere. „Und berichten Sie mir am Morgen über ihren Inhalt. Die Douaniers werden sofort mitgenommenen! – Du aber, mein Sohn, hast zwei volle Tage Urlaub. Ich werde dafür sorgen, daß deine Verdienste nicht vergessen werden!“

Nach wenigen Minuten ertönte wieder lautes Pferdegetrappel, und bald lag die Niedermühle einsam wie zuvor im nächtlich dunklen Tale. In der Stube aber, wo der Feldmarschall die Küssenden überrascht hatte, ging es noch lange Zeit munter und lebendig her. Obermüllers waren geholt worden; Franz saß jetzt an der Seite Annas auf demselben Stuhle, der vorhin den Zolleutnant getragen hatte; Toast auf Toast erklang, und als der Niedermüller, der vor dem jungen Manne eine ganz gehörige Achtung bekommen hatte, den seinigen ausbrachte, klang es ganz anders wie kurz zuvor und hatte nicht den großen Napoleon zum Gegenstand, sondern verherrlichte den wackeren, alten „Marschall Vorwärts“.

Heimfahrt.

Da kommt, wie tändelnd mit den Wogen,
Sich wiegend auf der leichten Bahn,
Die Barke stolz daher geflogen,
Mit vollen Segeln an den Raa'n.

Wie von der lauten Mondnacht trunken,
Liegt sie zur Seite auf dem Kiel
Und badet bei der Spiegung Funken
Den mächt'gen Bug im Wellenspiel.

Und drauf der Mensch, das Herz geschwollen,
Von Hoffnung und Vertrau'n erfüllt,
Und in der Brust, der sehnsuchtsvollen,
Der lieben Heimat teures Bild.

(1882)

Karl May.

Einsicht.

Schau nicht, schau nicht so um dich her,
als ob da deine Welt sich breite!
Die Erde nicht und nicht das Meer
Zieh deinen Blick ins Weite.
Du wohnst hier nur im Wanderzelt;
Die Heimat fordert all dein Sinnen,
Und suchst du **d e i n e w a h r e W e l t**,
So richte deinen Blick nach innen!

Bau nicht, bau nicht ein festes Haus
Als Heim auf ird'schen Grund und Boden!
Man trägt dich doch dereinst hinaus
Und legt als tot dich zu den Toten.
D e i n w a h r e s H e i m, es ist nur dort,
Wohin du lebst und denkst, zu schauen,
Und jede Tat und jedes Wort
Trägst du zu ihm, um es zu bauen.

Trau nicht, trau nicht dem ebenen Weg,
Den Tausende durchs Leben wandern!
Weich ab, weich ab zum steilen Steg
Und laß sie lächeln all die andern!
Sieh auf die Toren nicht zurück
Und achte nicht auf ihre Stimmen:
Denn wisse wohl, **d e i n w a h r e s G l ü c k**
Liegt hoch und läßt sich nur erklimmen!

(1907.)

Karl May.